

VI.

Noch weitere Geschäfte und Verrichtungen, welche sich mit Putz und Bekleidung befassen.

a. Verwendung von Menschen-Haar.

87. **Handel mit Menschen-Haar.** — Seit den urältesten Zeiten ist das Haar als eine der schönsten Zierden des Menschen betrachtet worden, und dasselbe, sobald man nur überhaupt der Pflege des Aeußeren einige Aufmerksamkeit zuzuwenden begann, vor allen Dingen ein Gegenstand der Sorgfalt gewesen. Nicht nur die Frauen schmückten und pflegten ihr Haar, sondern bei sehr vielen Völkern waren die Männer nicht weniger, ja oft noch mehr darauf bedacht; wie wir dies bei unseren Vorfahren, den alten Deutschen, finden, wo die Männer ihr Haar salbten, während die Frauen ihm nur selten diese Pflege angedeihen ließen. Die Sitte der Männer, das Haar abzuschneiden, ist ebenfalls erst in späteren Jahrhunderten so allgemein geworden. Unter diesen Umständen ist es sehr natürlich, daß man schon frühzeitig da, wo die Natur karg mit dieser schönen Gabe gewesen, auf künstliche Abhülfe bedacht war, und — falsches Haar zu tragen anfing. Aber nicht allein die Noth führte hiezu, sondern auch die wechselnde Mode diktirte bald diesen, bald jenen Gebrauch von fremden Haaren zum eigenen Kopfsputz. Wir erinnern nur an den Brauch, welcher am Hofe Ludwigs XVI. herrschte, Perrücken zu tragen, und an die jetzt übliche Sitte der Damen, sogar wenn sie eigenes Haar in schönster Fülle besitzen, dazu noch fremdes Haar in der Form sogenannter Chignons hinten anzubinden, welchen der Amerikaner humoristisch genug den Namen „Wasserfall“ gegeben hat.

Menschenhaare sind insofern auch bemerkenswerth, als sie den einzigen marktfähigen Artikel bieten, welchen — der menschliche Körper hervorbringt. Die Menschenhaare werden aber in reichlicher Menge verwendet. Denn man macht daraus Perrücken, Haartouren, Locken, Zöpfe, Bänder, Ringe, Ketten, Guirlanden; ja, wie Dr. Stamm in seiner „Gewerbskunde“ sagt, sogar Fußsohlen u. s. w.

Frankreich, Norddeutschland und Italien liefern die größte Menge von Menschenhaaren. Kleine Quantitäten bietet zuweilen auch Rußland, Oesterreich und Belgien dar. Großbritannien trägt wenig hierzu bei. Dagegen kommt zuweilen sogar aus Indien und China eine Sendung. Der Werth des Haares richtet sich besonders nach seiner Seltenheit, und das rothe Haar wird am theuersten bezahlt. Die nördlichen Länder Europa's, wie Deutschland, Holland, Schweden zc., liefern das blonde, der Süden, und insbesondere Frankreich, das dunkle Haar. Frankreich liefert die schönsten und feinsten, Deutschland die lichten und flachsfarbigten, Italien die langen und dunkeln Haare. Die indischen und chinesischen Haare sind wegen ihrer groben Textur kaum verkäuflich; die Chinesen verwenden sie zu Bindfäden und Seilen. — Im alten Rom mußte jede neu eroberte Provinz zc. den nach Abwechslung haschenden Römerinnen (deren Prachtliebe und Verschwendung besonders in Haartrachten das Unglaublichste leisteten) neue Vorbilder geben, wie sie ihre Haare kräuseln, sie in Zöpfe flechten und um den Kopf schlingen sollten. Und nichts aber bewirkte eine so allgemeine und wichtige Veränderung in ihrem Haarpuße, als — die Besiegung der deutschen Völkerschaften in Belgien und am Rhein. Sie lernten hierdurch nicht allein die wie Hörner hervorstehenden Haarwülste (jetzt wieder Mode!) und Flechten dieser Völker kennen, sondern es verbreitete sich auch sehr schnell die bis zur Modewuth ausartende Liebhaberei für hochblondes und goldgelbes Haar; so — daß ein eigener Galanteriehandel mit den Zöpfen deutscher Frauen entstand, welche sich die Römerinnen sehr künstlich einzusehen wußten. — Marseille ist nunmehr der Hauptplatz des Handels mit Menschenhaaren, und mehr als 40,000 Pfd. dieses Artikels werden dort alljährlich, hauptsächlich aus Italien und speciell aus Sicilien, Neapel und dem Kirchenstaate, zum Theil auch, jedoch in geringeren Quantitäten, aus Spanien und einzelnen französischen Departements eingeführt. Von Provinzen Frankreichs liefern die Bretagne und die Auvergne die meiste Zufuhr. Die Landbewohnerinnen der Bretagne und der südlichen Departements überhaupt, deren Kopfschuß den Schmutz des Haares entbehrlich macht, sind gern geneigt, dasselbe sogar nur gegen Nadeln, Bänder u. dergl. an die Händler zu vertauschen. Käufer gehen dort an den Markttagen umher und lassen die Mädchen, die ihr Haar verkaufen wollen, auf ein Weinsfaß steigen und ihre Frisur lösen, worauf dann um das herabwallende Haar ein eifriges Bieten erfolgt. — Auch die Verf. führt uns ein solches Marktbild vor. Sie sagt: in Caen (Frankreich) ist ein Markt, welchen junge Mädchen, die ihren natürlichen Kopfschmutz zu Gelde machen wollen, besuchen, und Stunde um Stunde mit aufgelöstem Haare, das in seinem Reichthume und Glanze den prächtigsten Contrast mit ihren nackten Schultern bildet, auf einen Käufer warten. — Die Kaufliebhaber gehen die Reihe derselben entlang, prüfen Farbe, Wachstum, Ebenmäßigkeit und andere Eigenschaften desselben, han-

deln darum Sou für Sou und erstehen es endlich, natürlich zu dem möglichst niedrigsten Preise. Das Haar wird dann so scharf als möglich vom Kopfe weggeschnitten, gewogen und bezahlt. — Die armen geschorenen Mädchen gehen dann wieder heim, ihr Haar abermals wachsen zu lassen, und — verkaufen es dann später gleichfalls in solcher Weise. — Auch in Rußland vermochten früher die Haarhändler eine reichliche Ernte zu gewinnen; seitdem aber die Leibeigenschaft aufgehoben ist und die Landbewohnerinnen nicht mehr gezwungen sind, sich ihres Kopfschmuckes zu entäußern, droht diese Haarquelle gänzlich zu versiegen und ist der Werth dieses Artikels ziemlich gestiegen.

Der Preis des Haares, wie es der Friseur und Perrückenmacher kauft, richtet sich nach seiner Güte, Länge und Farbe und steigt für das Pfund von 5—20 Thlr., ja noch darüber hinaus. In England schwankt der Preis von 4—30 Schilling pr. Pfund für Mittelqualitäten, erreicht aber für ausgezeichnete Waare (im rohen Zustande) die Höhe von 80 Schillingen. — In Amerika ist der Preis 6 Cts. pr. Unze. Beim Ankaufe wird gewöhnlich, je nach dem Gewichte und der Schönheit des Haares einer Person 1—6 Frcs. bezahlt. 200,000 Pfd. Haare soll Frankreich jährlich in den Handel bringen. England verbrauchte 1860 (alle die obigen Daten sind von diesem Jahre) für 18,591 Pfd. Sterl. — Das mittlere Gewicht eines französischen Haarzopses beträgt 10, eines italienischen 12 und eines deutschen 20 Loth. Die deutschen Haare kommen selten in ihrem ursprünglichen Zustande auf den Markt, sondern meistens mit andern vermischt, um die schlechte Farbe und mindere Qualität zu verbergen. In der kaufmännischen Sprache versteht man unter „Zopf“ bloß den Haarbüschel am Hinterhaupte. Die Stirnhaare werden selten mit abgeschnitten, da sie immer etwas kürzer sind und die Person dadurch allzu sehr entstellt würde.

Zum Haarhandel gehört eine äußerst verlässige Unterscheidungs-gabe besonders darüber, ob die Waare dunkel oder hell ist. Das gekaufte Haar wird so genau untersucht, daß zwischen einem deutschen und französischen Artikel sogar der Geruch unterscheiden muß. Ja, Haarhändler sollen sogar, wie die Verf. mit Humor (wenn nicht aus Spott) schreibt, zwischen Englisch, Wälsch, Schottisch und Irisch unterscheiden können, wenn sie ihre Nase in die Waare stecken. —

Frauenpersonen scheinen sich bisher mit diesem Handel nicht abzugeben. Die Verf. sagt wenigstens nichts davon, und uns ist auch nichts davon bekannt. Daß aber diese Beschäftigung für Frauen eher passen würde, als für Männer, ist außer allem Zweifel. Unterscheidungs-gabe besitzt die Frau oder kann sich solche aneignen so gut, wie der Mann. Zu Klein-Handels-geschäften hat sie in der Regel aber ein angeborenes Talent. Beschwerlichkeit wäre mit diesem Handels-geschäfte eben nicht verbunden. Vielmehr dürfte dasselbe den Frauen, welche sich damit abgeben wollten, einen einträglichen Erwerb

verschaffen, und — würde das sittliche Gefühl und die Moralität derer mehr geschont werden, die aus Armuth ihren Haarschmuck verkaufen müssen.

88. Die Zubereitung von Menschen-Haaren. — Die um geringen Preis erlangte Waare wird von den Händlern mit bedeutendem Nutzen und ohne weitere Vorrichtung an größere Handlungshäuser verkauft, wo sie gehörig zubereitet, d. h. gefärbt oder gekleicht (durch Citronensaft am Sonnenschein), gekraust und in anderer Art hergerichtet, sortirt und versandt wird.

Die Behandlung des menschlichen Haares bis zu dem Zustande, in welchem es der Friseur und Perrückenmacher verwenden kann, ist sehr heiklich und nur wenige Personen besaßen sich damit. Wie viel Zeit und Mühe darauf verwendet wird, kann daraus geschlossen werden, daß der Werth des Rohstoffes um 300—500 Procent erhöht wird, bevor er in die Hände der besagten Gewerbsleute gelangt.

Das Vorbereiten der Haare zur Friseur- und Perrückenarbeit ist ebenso wie das Reinigen der rohen Haare und das Ordnen und Sortiren derselben nach Länge, Farbe u. dergl. eine für Mädchen ganz gut sich eignende Beschäftigung.

89. Frisiren (die Haare einer Perrücke oder am Kopfe kunstmäßig ordnen) ist eine ebenso alte, als weitverbreitete Kunst. Dieses Geschäft wurde bei den Römern von Frauenspersonen versehen, und in unserer Zeit ist dasselbe der Fall in Paris, in England und im westlichen Afrika. Unter der Regierung Ludwigs XIV. kam es nicht selten vor, daß sogar Damen von Rang und Vermögen den Knebelbart ihrer Günstlinge in Ordnung brachten. So sagt Frau Penny. — In der That aber kannte man sowohl bei den alten Griechen, wie bei den alten Römern die Kunst der Haarschmückerei. Besonders die Römerinnen trieben einen unbeschreiblichen Luxus in der Frisur, und unter ihren Sclavinnen waren die Haarschmückerinnen die vornehmsten, aber auch die geplagtesten. Zu Augustus Zeiten gab es so viele Arten des Kopfsputzes, daß Ovid lieber die Eichen der größten Eiche zählen will, als diese wandelbaren Haarchrachten. — Dies mag zum Nachweise des hohen Alters der Frisirkunst dienen. In Rücksicht der Allgemeinheit dieser Kunst unter allen Völkern des Erdballs führen wir die Neger West-Afrika's an, welche von allen Reisenden als besonders erfindungsreiche Haarkünstler geschildert werden. Die Frauen flechten dasselbe und befestigen es durch Anwendung von Harzen und wohlriechenden Oelen in allerhand Formen, die nur die sachkundige Hand eines Friseurs analysiren und beschreiben könnte. D. Spamer bringt in seinem „Neuen Buche der Erfindungen und Gewerbe“ S. 64 u. 65 Abbildungen solcher haarkräuslerischen Kunstwerke, die in der That denjenigen nicht viel nach-

stehen, welche die civilisirte europäische Damenwelt jetzt zu tragen beliebt. —

In den Ver. Staaten von Nord-Amerika geben sich sowohl Männer wie Frauen mit dem Frisiren von Damen ab. Gewiß eignet sich diese Verrichtung aber mehr für Frauenspersonen als für Männer. — Es sollen in New York gegen 200 Friseurgeschäfte sein. — Vermögende Damen pflegen sich Kammermädchen zu halten, welche auch bei diesem Theile der Toilette die erforderlichen Dienste zu leisten verstehen (S. 46). — Zum eigenen Etablissement erfordert es jedoch ziemlich Kapital, da Menschenhaar ein sehr kostspieliger Artikel ist. — Insofern man das Haarschneiden zum Friseurgeschäfte rechnet, üben es in Amerika auch sowohl in öffentlichen Krankenhäusern, als im Privatdienste Krankenwärterinnen aus, die sich darauf eingelernt haben, vorkommenden Falles den weiblichen Patienten oder Kindern nach der Verordnung des Arztes den Kopf zu scheeren. — Sonst wird das Frisiren auch von Frauenspersonen selbstständig oder im Dienste und Auftrage eines Geschäftsinhabers betrieben.

In den meisten Friseurgeschäften wird für das Frisiren einer Dame 50—75 Cts. gefordert, wenn dies im Friseursalon geschieht; auswärts, in den Wohnungen der Kunden kostet es aber schon \$ 1 bis \$ 1. 50 und noch mehr. — Flechten der Haare des Vorderkopfes allein wird zu 50 Cts. berechnet; wenn aber auch das Haar des Hinterkopfes mit geflochten werden soll, 75 Cts. — Für das Waschen des Kopfes mit kühlenden und wohlriechenden Wassern (shampooing) wird 25—50 Cts. extra berechnet. — Beim Frisiren einer Braut, was natürlich im Hochzeitshause geschieht, wird oft ein Honorar bis zu \$ 5 bezahlt.

Die meisten Friseure geben ihren Gehilfsinnen gewöhnlich Kost und Logis (damit sie jeder Zeit zur Hand seien), nebst \$ 10 baaren Monatslohn. — Andere geben nur Mittag- und Abendessen, sowie \$ 4 Wochenlohn in baar noch hiezu. — Natürlich kann in solchen Geschäften keine bestimmte Arbeitszeit festgestellt werden, da das meiste Frisiren in den Abendstunden geschieht. — Für das Flechten von Haaren erhalten die Gehilfsinnen, wo sie pr. Stück bezahlt werden, und zwar von gewöhnlichen Haaren 6—7 Cts. pr. Yard und 12 Cts. von feineren.

Friseurinnen, die ohne einen eigenen Friseur-Salon zu halten, selbstständig Kunden in deren Wohnungen bedienen, fordern in der Regel dieselben Preise, wie sie in Friseurgeschäften zu sein pflegen, und sie können sich pr. Tag \$ 1. 75 bis \$ 2 verdienen. — Viele derselben bedienen ihre Kunden im Wochen- oder Monatsabonnement. Die einen z. B. erhalten \$ 3 Honorar pr. Woche, geben aber nur Vormittags aus, damit sie den Nachmittag für zufällige Aufträge frei haben, Damen für Gesellschaftspartien, Besuche, Bälle u. dergl. frisiren zu können. — Die anderen fordern \$ 4—5 im Wochenabonnement ohne diesen Vorbehalt. — \$ 10 Monatsabonnement gilt

nur für die Wochentage, und für den Sonntag muß dann eigens und verhältnißmäßig mehr bezahlt werden.

Das Friseurgeschäft mit Erfolg zu betreiben, erfordert Uebung und Geschmaç, sowie ein artiges und verbindliches Benehmen gegen Kunden. Der Unterricht wird verschieden ertheilt. Es wird 50 Cts. bis \$ 1 pr. Lection verlangt, wenn die Unterweisung im Geschäftslokale ertheilt werden soll. Personen von gewöhnlichen Anlagen erwerben sich in 3—4 Lectionen die allernothwendigste Fertigkeit, und Selbststudium und fleißiges Einüben muß sie dann weiter bringen. Im Broadway kosten solche Lectionen durchaus \$ 1, und ebenso viel fordern Frauen, welche, um Unterricht zu ertheilen, zu den Lehrlingen in's Haus kommen. Es giebt auch Lehrerinnen in der Friseurkunst, welche ein für allemal \$ 10 für die vollständige Unterweisung hierin verlangen. — Stubenmädchen in Hôtels, Kammermädchen im Privatdienst zc. bilden die Klasse solcher Schülerinnen, — um sich wenigstens so viel Kenntniß und Fertigkeit zu erwerben, daß sie im Stande sind, die gewöhnlichen Friseursdienste leisten zu können. — Wenn Schülerinnen recht fleißig sind, mögen sie wohl in ein paar Wochen erlernen, wie man einfach frisirt. Aber im Allgemeinen erfordert die gründliche Erlernung der Friseurkunst eine Reihe von Jahren. Frauenspersonen, welche sich dem Friseurgeschäfte widmen, erhalten oft mehrere Monate, ja ein volles Jahr lang keinen Lohn während der Lehrzeit. Es sind schon sehr gütige und rücksichtsvolle Lehrherren, wenn sie den Lehrlingen während des ersten Lehrjahres vollständigen Board (d. i. Kost, Wohnung und Wäsche) und dazu noch \$ 4 monatliches Taschengeld geben, welches letzteres im Verhältnisse ihrer Brauchbarkeit dann von Jahr zu Jahr zu steigen pflegt, bis es das normale Maasß des Lohnes einer ausgelernten Gehilfin erreicht hat. — Die Verf. erzählt von einer Frau, welche eine 4jährige Lehrzeit durchgemacht, aber erst das 3. Jahr \$ 4 und das 4. Jahr \$ 5 Wochenlohn erhalten hatte. — In manchen Geschäften ist die Lehrzeit auf 2 Jahre festgestellt. Für Lehrlinge, die ausgelernt haben, ist es — in Amerika wenigstens — wo der Erwerb ganz freigegeben ist, rathsam, sich in die Bäder und an die besuchtesten Sommeraufenthaltsorte zu begeben, wo oft Mangel an Friseurinnen besteht, und sie sich am besten Kunden und Empfehlungen zu verschaffen vermögen. —

Von Mitte Juni bis September ist in den großen Städten wenig, das meiste in den Bädern und an Sommeraufenthaltsorten zu thun. — Die meiste Arbeit aber verschafft der Winter. Die Nachfrage nach Frisuren und Friseurinnen wird dann oft so stark, daß Damen, welche zum Abend 8 Uhr für den Opernbesuch oder 10 Uhr für Gesellschaft ihre Haare geordnet haben wollen, sich schon dazwischen ergeben müssen, daß sie zur Mittagszeit sich frisiren lassen. — Es ist daher in diesem Gewerbe für Frauenspersonen, welche nicht vor

einer langen Lehrzeit zurückzureden, immer Aussicht auf guten und bleibenden Verdienst gegeben.

90. Das Perrücken- und Chignonsmacher-Geschäft wird meistens mit dem Friseurgeschäfte in Verbindung, sehr häufig aber auch selbstständig betrieben, und Frauenspersonen finden in demselben häufig angemessene Beschäftigung.

Perrücken, d. h. Kopfbedeckungen, bestehend aus künstlich aneinander geflochtenen fremden Haaren, hat man schon vor einigen tausend Jahren getragen, und die Adepten dieser Kunst besaßen damals das Geheimniß, den Haaren eine Kräuselung zu geben, die die eingebraunten oder sonst wie erzeugten Locken für immer beibehielten. Wenigstens hat man im Tempel der Isis (einer ägyptischen Gottheit) eine Perrücke gefunden, die so gut erhalten und in Locken gelegt war, als wäre sie heut zu Tage gemacht worden. — Ludwig XIII. von Frankreich führte sie in Europa und zwar in verschiedenen Formen ein. — Daß man sich Anfangs des 16. Jahrhunderts bereits in Deutschland dieses kunstvollen Kopfaufbaues bediente, geht aus einem Briefe Johanns von Sachsen hervor, welcher 1518 verlangte: „ein hübsch gemacht Haar auf das Beste zu Nürnberg zu bestellen, krauß und geel, und so, daß man es nicht merke“. — Seit dem 18. Jahrhundert ist jedoch ihr Gebrauch sehr beschränkt, aber besonders im Theatercostum von Wichtigkeit, und hat sich sein Recht auch noch in der Amstracht der Richter in England zu bewahren gewußt.

Chignons, das neueste Kind der launischen Mode, sind bekannte Haaranhängsel, welche der Amerikaner „Wasserfälle“ heißt, und die, wie die Crinoline wenigstens die eine gute Seite haben, daß sie vielen Menschen, besonders Frauenspersonen, bei ihrer Herstellung u. s. w. Arbeit und Verdienst vermitteln. Besonders in Marseille, wo der Hauptmarkt in Menschenhaaren ist, hat die Chignonsfabrikation große Dimensionen angenommen. Es sollen dort nicht weniger als 400 Friseure damit beschäftigt sein, nebst 4 großen Fabriken, die zusammen jährlich 55,000 Stück allein für heimische Konsumtion in den Handel bringen, wovon 30,000 in's Innere geschickt, die übrigen 25,000 in Marseille und dessen Vorstädten verbraucht werden. — Ein einziges Pariser Haus in der Passage des Petits Pères setzt jährlich im Detailverkauf nicht weniger als 15,000 Chignons ab. Die Preise wechseln zwischen 12—70 Frcs. pr. Stück. Am theuersten werden die rothen bezahlt, die meist aus Schottland kommen. Von Frankreich wurden nach England im vorigen Jahre 11,954 Stück und außer diesen noch Haare für 7000 andere Stück ausgeführt, wels' letztere in England zurecht gemacht wurden. Der Gesamtwert' der französischen Ein- und Ausfuhr von Chignons und Haaren im Jahr 1866 belief sich auf 1,206,500 Frcs. — Die besten Kunden waren England und Amerika. — In letzterem Lande ver-

fertigt man in neuester Zeit, da die Menschenhaare enorm im Preise gestiegen sind, „verbesserte Wasserfälle“ aus — Koffhaar.

Arbeiterinnen in Geschäften, in welchen Perrücken, Chignons u. gefertigt werden, können immerhin einen guten Erwerb finden. Natürlich ist die Bezahlung in den verschiedenen Läden auch eine verschiedene. In den vornehmeren Läden wird besser bezahlt, als in gewöhnlicheren Geschäften. In den letzteren giebt man die Arbeit sogar auf das Land hinaus, weil dieselbe dort weniger kostet. — Haarflechten wird am besten und zwar pr. Yard bezahlt und bildet in dieser Branche eine Art von Hausindustrie. — Die in diesem Fache beschäftigten Frauenpersonen verdienen im Verfertigen von Perrücken, Aepeln und Toupets u. § 3, § 4—5 pr. Woche. — Von einem Perrückenmacher in Newburyport (Mass.) erzählt die Verf., daß er seinen Arbeiterinnen für 10stündige Tagesarbeit § 3—8 Wochenlöhne giebt, und daß dieselben das ganze Jahr hindurch beständige Arbeit haben.

Man kann zwar in der Erlernung dieses Geschäftes in wenigen Wochen so weit kommen, um einigen Verdienst zu erhalten; aber es erfordert doch 6 Monate regelmäßige Lehrzeit, und um gründlich zu erlernen, sogar ein volles Jahr. Besser ist es jedenfalls, diese Kunst in all' ihren Verrichtungen gut kennen zu lernen, als mit einer oberflächlichen Erlernung sich zufrieden zu geben.

Denn gerade an guten Arbeiterinnen ist auch hier Mangel; während es mittelmäßige, wie überall, genug giebt, welche oft lange Zeit weder Arbeit noch Verdienst finden können. Geschickte Arbeiterinnen dürfen nie um Arbeit und guten Verdienst verlegen sein, besonders wenn sie gut zu flechten verstehen. — Auch hier, wie überall, zeigt sich auffallend, daß die auf die gründliche Erlernung irgend einer Beschäftigung verwendete Zeit, selbst wenn dieselbe ein schweres Opfer ist, sich immer wieder vielfach lohnt; denn geschickte Arbeiterinnen haben den Vorzug in der Erlangung von Arbeit und besseren Lohnes.

91. Künstliche Haar-Arbeiten. — Auch hiezu kommt das Haar aus den oben genannten Bezugsquellen. Indessen kommt es auch sehr häufig vor, daß zur Fassung in irgend einer künstlichen Form, z. B. zu Ringen u. dergl., das Haar vom Besteller selbst vorgelegt wird, auf welches man der Person wegen, von der es herkömmt, besonderen Werth legt und es gewöhnlich zum Andenken an dieselbe zu tragen und aufzubewahren pflegt. — Man macht aus Menschenhaaren Geflechte aus freier Hand oder mit dem Klöppel, z. B. Halschnüre, schmale Bändchen oder Treffen, Uhrbänder, Arm- und Strumpfbänder, Ohr- und Fingerringe, Brustnadeln, Gürtel u. s. w.

Verzierungen u. dergl. aus Haaren zu verfertigen, bildet einen ganz besonderen Zweig weiblicher Beschäftigung. Aus Haaren hat man schon die schönsten und sinnreichsten Zierarbeiten zusammengesezt.

Auch giebt es eine eigene „Haarstickerei“, welche Landschaften und Bildnisse herstellt; dergleichen fertigt man eine Art „Haar-Mosaik“ aus verschiedenfarbigen Haaren in halb erhabener Darstellung. — Diese Art Arbeit paßt ganz besonders für die flinken Frauenfinger, sei es, daß sie sich damit beschäftigen, um die Zeit zu vertreiben, oder ihren Unterhalt dadurch zu erwerben. Solche, welche mit dieser Art Arbeit vertraut sind, halten sie für eine sehr lohnende Beschäftigung.

Arbeiterinnen von besonderem Geschick und von Behendigkeit können sich in dieser Kunst wohl bis zu \$ 12 pr. Woche verdienen. Für besonders schöne Stücke werden oft hohe Preise, bis zu \$ 50 und darüber der Verfertigerin bezahlt. Diejenigen Mädchen, welche in Etablissements arbeiten, sind 9—10 Stunden des Tages beschäftigt, und es wird Alles mit der Hand versfertigt. — Aber man giebt auch solche Arbeit aus. — Im Durchschnitte verdienen solche Haarbeitnehmerinnen \$ 4 pr. Woche. Werden Haarbeitnehmerinnen ausnahmsweise pr. Woche bezahlt, so beträgt ihr Lohn gewöhnlich \$ 4—5, und zwar bei 10stündiger Tagesarbeit.

Personen, welche das nöthige Geschick zu dieser Art von Arbeiten haben, sich insbesondere aber eines guten Gesichtes und flinker Finger erfreuen, auch einigen Geschmac zeigen, können bei großem Fleiße und genügender Aufmerksamkeit das Nöthigste dieser Kunst wenigstens in 3 Wochen erlernen. Diejenigen, welche als Lehrlinge in das Geschäft eintreten, erhalten während ihrer Lehrzeit, die 3—4 Wochen lange dauert, zwar nur 75 Cts. pr. Woche; sobald sie sich aber nur etwas brauchbarer erweisen, vermögen sie doch bald \$ 3—4 wöchentlich zu verdienen. — In früherer Zeit mußte ein Mädchen volle zwei Jahre lange lernen und erhielt während dieser langen Lehrzeit keinen Lohn. Ja, manche Geschäfte hatten sogar drei Jahre zur Lehrzeit festgestellt. Aber die Schülerinnen verloren meistens die Geduld und wandten sich irgend einer anderen Beschäftigung zu. — Auch wird diese Arbeit jetzt nicht mehr in solche Geheimnißfrämerei gehüllt und ist weniger unzugänglich, als wie ehemals.

Manche Haarbeitnehmer und Haarbeitnehmerinnen, welche sich damit befassen, ihre Kunst Anderen zu lehren, fordern einen halben Dollar für eine einstündige Lection. — Von einem Deutschen, welcher in seiner Kunst besonders geschickt war, erzählt die Verf., daß derselbe von solchen Schülern und Schülerinnen, welche schnell und oberflächlich lernen wollten, ein Lehrgeld von nicht weniger als \$ 25—50, — von solchen aber, welche diese Beschäftigung gründlich kennen zu lernen beabsichtigten, sogar \$ 100 forderte, in welchem letzterem Falle eine Lehrzeit von 6 Monaten bestimmt war.

Das einzige Mißliche bei dieser Art Beschäftigung ist das angestrengte Stillsitzen. Und wir beziehen hierher abermals das auf Seite 81 und 150 Gesagte.

Die Beschäftigung ist das ganze Jahr hindurch andauernd und immer dieselbe, ohne daß darauf die Jahreszeiten, wie bei sonstigen Geschäften, irgend einen Einfluß ausüben.

b. Verwendung von Stroh u.

92. Die Gewinnung und Zubereitung von Stroh zu Flecht=Arbeiten. — Das Stroh, d. h. die getrennten und von Fruchtkörnern befreiten Halme der hochwachsenden Gräser, besonders der Getreidefrüchte, ist eines der nützlichsten landwirthschaftlichen Erzeugnisse. Außer seiner Verwendung zu landwirthschaftlichen und häuslichen Zwecken, bietet es auch verschiedenen Gewerben ein höchst wichtiges Material, und wird insbesondere sehr stark zu Strohhüten für beide Geschlechter verarbeitet. — Stroharbeiten sind eine wichtige Erwerbsquelle für sehr viele Menschen; insbesondere für die Gebirgsbewohner des südlichen und mittleren Europa's. Ja, in manchen Ländern, insbesondere in Italien, haben Stroharbeiten theils durch ihre vollendete Ausführung, theils durch die Menge ihrer Erzeugnisse sich zu so belangreichen Artikeln erhoben, daß sie Gegenstände eines weit zielenden und sehr lohnenden Actiohandels geworden sind. Dies gilt aber ganz vorzüglich von der Verfertigung von Strohhüten, zunächst für das Frauengeschlecht.

Nicht jede Sorte Stroh ist aber zu Geflechtem und Geweben brauchbar. Gutes Flechtstroh muß überhaupt einen hohen Grad von Festigkeit, Zähigkeit und Biegsamkeit besitzen; auch darf es nicht zu kurz sein. Grobe, spröde und brüchige Halme sind zum Flechten von Hüten untauglich. Man verwendet vorzüglich 5 Gattungen von Stroh zu Geflechtem, nämlich Weizen-, Roggen-, Gerste-, Hafer- und Reisstroh. In Toskana nimmt man dazu das Stroh des Weizens und zwar eine Abart des gewöhnlichen, auch das des Dinkels (Spelzes), seltener das Roggen- und Reisstroh. Das beste Material zu Strohflecht bilden die Halme des Sommerweizens, der eigens zu diesem Zwecke gebaut und gezogen wird. Das italienische, namentlich das toskanische oder florentinische Stroh ist seit Jahrhunderten als das vorzüglichste Flechtstroh berühmt. Nur der Boden und das Klima Italiens, nur die ganz eigenthümliche Cultur ist es, welche das feine, geschmeidige Material erzeugen, das zu den viel beehrten Florentiner Hüten, Rappen, Arbeits- und Cigarrentaschen, Schuhen, zu Treppen und Schnüren verwendet wird. Das beste und meiste der Art gewinnt man im Arnothale, in der Nachbarschaft von Florenz, bei Pisa, Siena, Campi, Mantua, Piacenza, Modena und an einigen anderen Orten. Das Getreide, dessen Samen zur Pflanzung benutzt wird, ist, wie schon gesagt, eine Art Sommerweizen (Bartweizen), bei dessen landwirthschaftlicher Cultur der Gewinn des Strohes die Hauptsache ist, während auf den Gewinn der Fruchtkörner verzichtet wird. Die Weizenfelder sind in der Regel auf Berg- oder

Hügelland angelegt und wird schwerer Boden vermieden. Man hält das Land mit allem Fleiß von Unkraut rein, duldet auch keine Bäume an der Adergrenze, damit die Sonnenwärme dem Boden voll zu Gute komme. Im März säet man dann möglichst kleine, aber doch reife Weizenkörner, und zwar dichter, als gewöhnlich, um viele und recht schlanke Halme zu bekommen, die fest und zähe werden. Man nennt es nach der Zeit seiner Ausfaat auch „Marzolo“ oder „Märzenstroh“. Ist der Weizen gegen Ende Juni etwa 12—15 Zoll hoch, das Stroh reif, die Aehren ausgebildet und die Körner fast ausgewachsen, aber im Innern noch milchig: so zieht man die Halme einzeln und vorsichtig mit den Wurzeln aus der Erde, läßt sie 3—4 Tage in Haufen (Schwaden) liegen, wodurch sie mehr Zähigkeit erlangen, sondert dann die Wurzel ab, liest die fleckigen und sonst untauglichen Halme aus, brischt hierauf vorsichtig mit einem Klopfbolze die Frucht aus den Aehren aus und formt aus den brauchbaren Halmen dünne Bündel von 2—4 Loth Schwere, die man 2 oder 3 Wochen lang der Sonne und dem Thau aussetzt, um sie sowohl vollständig zu trocknen, als bis zu einem gewissen Grade zu bleichen. Gegen das Ende dieser Periode löst man die Bündel, breitet die Halme einzeln auf Rasen aus und wendet sie zuweilen. Damit das Stroh aber nicht fleckig wird, muß es sorgfältig vor Regen und Nasenseuchtigkeit bewahrt werden; nur Thau und Sonnenschein dürfen eine dem Gelingen günstige Wechselwirkung äußern. Hierauf weicht man die Halme in einem reinen Bach ein oder setzt sie einem Strom von Wasserdampf aus und schichtet sie dann über's Kreuz in einem Kasten auf, um sie durch Schwefelbämpfe vollends auszubleichen. Wie die ganze Behandlung, so erfordert namentlich das Schwefeln besondere Aufmerksamkeit, um nicht statt weißes ein schwarzfleckiges Stroh zu erhalten. — Die Halme werden endlich mittelst einer einfachen Vorrichtung nach 8, 12, nicht selten bis zu 16 und 20 Feinheitennummern sortirt. Nach dem Sortiren werden diese kleine Halme wieder nach der Länge in verschiedene Klassen getheilt, in Bündel gebunden, und so in den Handel gebracht. — Beschriebenermaßen zubereitet und gleichsam getrocknet wie Heu, hält sich die Waare 1—2 Jahre lang.

Man hat auch in den anderen die Strohindustrie treibenden Ländern, in der Schweiz, Frankreich, England und in der Nähe von Wien versucht, Stroh herzustellen, welches dem italienischen gleichkommen sollte, und man nahm hiebei das italienische Verfahren des Strohanbaues so viel als möglich zur Norm. Aber es ist noch nicht gelungen, die Güte desselben, seine Feinheit, Weichheit und Elasticität, seine Farbe und seinen Glanz zu erreichen. Es hat sich zwar überall ergeben, daß auf Berg- und Hügelland das beste Material gewonnen wird; aber wo diese eine Vorbedingung auch gegeben ist, da fehlt die andere, nämlich die italienische Sonne. Auch statt der dortigen Naturbleiche muß man bei uns aus Mangel an anhaltendem

Bleichwetter die künstliche heranziehen. Indessen gewinnt man doch schon in der Schweiz ein vortreffliches Weizen- und Roggenstroh mit sehr dünnen Halmen. Je mehr Fleiß und Sorgsamkeit auf die Cultur des Flechtstrohes und seine künstliche Bleiche verwendet werden wird, desto besser wird auch mit der Zeit das Material werden. Von der Güte des Materials hängt aber in diesem Artikel besonders der Werth der Arbeit und der Waare ab.

Daß in der Gewinnung des Flechtstrohes Frauenarbeit ein bedeutender Factor ist, erhellt aus der Beschreibung seiner Behandlung, wobei die meisten Verrichtungen solche sind, die sich für das andere Geschlecht besonders eignen.

Was die weitere Zu- und Vorbereitung des Strohes zur eigentlichen Verarbeitung selbst betrifft, so wird das Florentiner Stroh ungespalten, d. i. im Ganzen zu Geflechten verwendet, da es ohne dies sehr fein ist und in diesem Zustande eine größere Dauerhaftigkeit besitzt.

Stärkeres Stroh, wie man es in der Schweiz, in Deutschland und anderwärts (in England z. B. Weizen-, in Amerika Roggenstroh) verwendet, muß vorher in Streifen gespalten werden. Hierbei ist es stets in feuchtem Zustande zu erhalten, indem man es mit nasser Leinwand umgiebt. Das Spalten geschieht mit sternförmigen, eisernen, stählernen oder beinernen Instrumenten, deren man, je nach der Menge von Streifen, zu welchen man das Stroh spalten will, mehrere Sorten z. B. mit 3, mit 4, mit 6, mit 8, mit 10 u. s. w. Strahlen hat. Besonders feine Streifen wendet man zu Strohhüten und zu Strohfedern an.

Auch das größte, vorher unnütz geworfene Stroh kann durch Aufschließen mit dem Strohspalter nunmehr zur Hutflechterei tauglich werden, und dies war die Ursache, daß die Strohhutfabrikation sich mit Erfolg selbst in solchen Gegenden verbreiten konnte, wo nur großes Material zu Gebote steht, wie dies in Sachsen und in einigen Gegenden Böhmens u. s. w. der Fall ist.

Das Spalten des Strohes ist Frauenarbeit. Das Stroh wird auch oft erst gefärbt und dann verarbeitet.

93. Strohhutflechterei und die Verfertigung von Damenhüten. — Man kann diese Industrie wesentlich in zwei Hauptabtheilungen bringen: 1) Geflechtes von ganzem, und 2) Geflechtes von gespaltenem Stroh. — Die erstere Gattung kann man als den Anfang der Strohindustrie bezeichnen. Das hiezu verwendete Material ist Weizenstroh und dasselbe wird ganz, d. h. nicht gespalten geflochten. Diese Arbeit ist bloße Handarbeit, ohne irgend welche mechanische Beihülfe. Aus ganzem Stroh werden sowohl Damen- wie auch Herrenhüte gefertigt.

Italien ist es, dessen Strohindustrie sich vor der aller andern Länder auszeichnet und bis zum Anfang des vorigen Jahrhun-

berts hinaufreicht. Sie bildet für die Bevölkerung Toscana's den Hauptnahrungszweig, indem sie über 80,000 Personen Beschäftigung verschafft. Ein einziges Haus z. B. in Prato giebt 15,000 Menschen Arbeit. In neuerer Zeit beschäftigt sich auch ein Theil der Bevölkerung Parma's mit der Anfertigung dieser Art Geslechte. Das Stroh wird mit großer Sorgfalt behandelt und alle schadhafte Stellen desselben entfernt. Die Industrie bildet eine ausgedehnte Hausbeschäftigung. Das Fabrikat ist in Bezug auf vorzügliche Arbeit, Reinheit des Stoffes und Regelmäßigkeit des Ellenmaßes jedem anderen dieser Art überlegen. Nithin bestehen seine vorzüglichsten Eigenschaften in schöner Auswahl des dazu verwendeten Rohmaterials und in Gleichmäßigkeit der Arbeit. — Italien producirt jährlich ca. 3 Millionen Stück, deren Werth, je nachdem die Nachfrage gering oder stark ist, zwischen 8—10 Millionen Fres. variirt. Es exportirt seine Geslechte nach allen Ländern; doch bleiben Frankreich, England und Amerika seine regelmäßigen Käufer. Ohne wesentlichen Erfolg hat man bisher versucht, diese Industrie in Frankreich (Provence, Lothringen, Elsaß) und im Zollverein (würtembergischer Schwarzwald) so einzuführen, daß er dem italienischen ebenbürtig werde. Indessen hat Italien nicht ohne große Kämpfe seinen ersten Rang in dieser Industrie behaupten müssen. Die Geschichte hiervon ist zu lehrreich über den Wechsel des Erwerbes, als daß wir sie hier nicht mittheilen sollten. Im Jahre 1818 waren an 40,000 Arbeiterinnen mit Strohhlechten beschäftigt; bald wuchs die Zahl derselben auf 80,000. Anfänglich verdiente jede Arbeiterin 1—1½ Fres.; manche hatten bei großer Ausdauer einen täglichen Verdienst von 2½ Fres., und es war in vielen Gegenden ganz gebräuchlich, daß die Töchter des Hauses zur Besorgung der ländlichen Geschäfte Mädchen aus den höheren Gebirgsgegenden mieteten, um sich ausschließlich der Strohhlechte widmen zu können. Im Jahre 1822 waren 1½ bis 6½ Fres. die täglichen Verdienste, und ein Hut von der größten Vollendung kostete 300—450 Fres. an Arbeitslohn. Diese erstaunliche Höhe der Preise veranlaßte ausländische Speculanten, den Rohstoff aus Toscana zu beziehen, um die Arbeit im eigenen Lande machen zu lassen. Die nächste Folge hievon war große Noth in den Bezirken, welche besonders von dieser Arbeit gelebt hatten, — Bankerotte vieler Handelshäuser und Auswanderung der besten Arbeitskräfte. Nach dem Berichte über die Ausstellung in London 1862 producirt Wien allein jährlich schon zwischen 3—400,000 Stück, freilich ordinärer Strohhüte, deren Werth weit über eine halbe Million Gulden betrug. — Schon glaubte man diesen Industriezweig auf immer für Toscana verloren. Allein bald stellte sich heraus, daß er in fremden Ländern doch nicht festen Fuß fassen konnte. Denn es war unmöglich, Arbeiter zu finden, welche den toscanischen gleichkamen. Indessen schickten sich die Italiener in die Umstände und gaben (wie es bis auf den heutigen Tag noch geschieht) ebenso

gern als fertige Arbeiten auch ihre Streifen und Tressen und sogar das Stroh in den Handel. Das Jahr 1827 bezeichnete das Ende dieser entscheidenden Verhältnisse. Der Handel erhob sich mit neuer Kraft; man erfand neue Weisen, das Stroh mit Seide und Pferdehaar zu flechten und die geflochtenen Streifen anzuwenden. Zur Zeit der Wiederbelebung der Strohwaarenfabrikation verdiente die geschickteste Arbeiterin nur $\frac{3}{4}$ Fres. täglich und später nur $\frac{1}{2}$ Fres. Seit 1840 ist es möglich, wieder $1\frac{1}{2}$ Fres. zu verdienen. Die Ausfuhr der Stroharbeiten nahm seitdem stets zu. Im Jahr 1855 wurden allein für 6,012,740 Fres. an geflochtenen Streifen, 14,173,349 an Strohbüten, 137,308 an sonstigen Stroh=Arbeiten, im Ganzen 20,323,397 Fres., von 1851—1855 im Ganzen für 26,882,726 Fres. derartiger Waaren exportirt. So führt dieser einzige scheinbar geringe Beschäftigungszweig dem kleinen Ländchen großen Reichthum zu, von dem aber, leider! für die armen Arbeiterinnen — das Wenigste abfällt.

Die echten florentinischen Strohbüte sind von ungespaltenem Stroh verfertigt und deswegen überall gleichfarbig, worin ihr Hauptvorzug besteht, den aber die Fabrikate aus gespaltenem Stroh nicht haben können. Das gleichmäßig feine, elegante Aussehen und die Dauerhaftigkeit, welche die italienische Waare auszeichnet, kann von den Fabrikaten anderer Länder nie erreicht werden. — Ein zweiter Vorzug des florentinischen Geflechtes besteht in der Art des Flechtens, indem die Strohbinden in ununterbrochener Fortsetzung zu einer ebenen Fläche versflochten werden. Bei den nicht-italienischen Strohbüten gestattet dies die Natur des Strohes nicht. Die Bänder müssen dachartig mit vorstehenden Rändern übereinander genäht und auf diese Weise eine gerippte Oberfläche erzeugt werden. Bei den echten Florentinern wird der Rand jedes Strohbandes die Grundlinie des folgenden, so daß die Oberfläche des Hutes, sowohl am Kopfe, als am Rande, ein ununterbrochenes zartgeschlungenes Muster zeigt. —

Wie schon oben einmal erwähnt, stehen die echten florentinischen Damenbüte oft in sehr hohem Preise. Im Jahre 1836 kaufte der toscanische Hof ein reizendes florentiner Hütchen im Preise von 840 Fres.! und in demselben Jahre verfertigte Agnese Mannucci ein noch reizenderes aus Roggenstroh, das der Hof von Wien kaufte und zwar für 1176 Francs!!

Die eben genannte Dame aus Florenz erhielt auf der letzten Ausstellung zu London eine Medaille als Anerkennung ihrer ausgezeichneten Geflechte. — Auch aus Wien hatte eine Dame, Namens Petry Marie, ein „florentiner Strohbouquet“ ausgestellt. Dasselbe war aus freier Hand gearbeitet, von gedrehtem florentiner Stroh und zu 20 Fres. geschätzt. — Bemerket muß werden, daß die meisten ordinären Hüte, welche unter dem Namen „Florentiner Hüte“ in den Handel kommen, im Venetianischen gefertigt werden.

Die Schweiz hat sich seit mehreren Jahren gleichfalls der Art von Geflecht zugewendet, welche aus ungespaltenem Stroh besteht. Es sind die Gebirgsgegenden des Kantons Tessin, welche sich damit beschäftigen, und trotzdem diese Industrie dort noch verhältnißmäßig jung ist, sind doch schon bedeutende Fortschritte hierin gemacht worden. Das Fabrikat ist im Vergleiche zum florentinischen zwar ein sehr unvollkommenes; allein bei anhaltender Nachfrage nach diesem Artikel wird sich dasselbe auch verbessern. In Bezug auf die Arbeit lassen diese Geflechte weniger zu wünschen, als in Bezug auf die Farbe derselben. Denn da man der Behandlung des Rohstoffes weniger Sorgfalt widmet, kann man auch nur gefärbte Waare erzeugen. Die ganze Production belief sich im Jahre 1861 auf circa 150,000 Stück im Werthe von 200,000 bis 250,000 Fres.

Im badischen und württembergischen Schwarzwald werden zwar auch solche Strohgeflechte schon seit langer Zeit gefertigt, die ebenfalls der Qualität des Strohes und der minderen Vollkommenheit der Arbeit wegen gefärbt sind, und bisher noch keinen andern Vorzug, als den der Billigkeit haben, der ihnen allein den Weg auch in andere Länder bahnt, obgleich sie eigentlich den größten Verbrauch im Lande selbst finden.

Wir kommen nun zu den Geflechten von gespaltenem Stroh, wozu man Roggen- und Weizenstroh verwendet. Die große Nachfrage nach diesen Geflechtern hat die Production fast aller Länder in den letzten Jahren mehr als verdoppelt. Auch die Arbeit dieser Gattung ist überall Handarbeit.

England producirt erst seit noch nicht ganz 30 Jahren in großer Masse. Das Rohmaterial ist Weizenstroh von guter Farbe und schönem Glanze; dasselbe wird mit großer Sorgfalt gebleicht, und beim Verarbeiten werden alle schadhafte Stellen sorgsamst entfernt. Daher kommt es, daß man an solcher fertigen Waare durchaus keine Mängel wahrnimmt. Im Färben des Strohes ist England jedem andern Lande voran; seine gefärbten Geflechte haben einen natürlichen Glanz, welcher bei keinem andern Fabrikate dieser Art hervorgebracht werden kann. Die Production nimmt von Jahr zu Jahr zu; dieselbe beträgt über eine Million Stück mit einem Werthe von 3 Mill. Fres. England deckt damit zuerst seinen eigenen Bedarf und exportirt nach Frankreich, Italien und dem Zollverein.

Belgien hat eine große Strohindustrie. Das belgische Fabrikat kommt unter dem Namen „Brüsseler Stroh“ in den Handel. Es zeichnet sich durch vorzügliche Arbeit und durch Reinheit des Strohes aus. Die Production beschränkt sich aber auf die Provinz Limburg. Man berechnet dieselbe auf ca. 1 Mill. Stück mit einem Werthe von 2½ Mill. Fres. Belgien exportirt nach Frankreich, England und Amerika.

In Deutschland hat das Strohflechten seinen Hauptsitz in einem Theile des sächsischen Erzgebirges und nimmt auch in

dem angrenzenden Böhmen fortwährend an Ausdehnung zu. In Sachsen sind Altenburg und Dippoldiswalde die Hauptorte dieser Industrie, mit der fast ausschließlich Frauen und Kinder beschäftigt sind. Sie giebt in ungefähr 150 Ortschaften, und zwar in 10 Fabrik- und Fabrik-Verlagsgeschäften gegen 1500 Personen gewerbmäßig und 4500 als Nebenbeschäftigung Arbeit und ernährt gegen 10,000 Menschen. Ihren Ausgang nahm sie eigentlich von Altenburg, wo sie etwa seit 1812 eine größere Lebhaftigkeit entwickelte. Die ersten Strohflechterinnen waren vorher Klöpplerinnen, die also die nöthige Fertigkeit und Feinheit der Finger schon mitbrachten. Das Stroh wird in den Umgebungen der beiden genannten Städte gebaut. Man verarbeitet gerissenes Stroh in verschiedenen Feinheitsgraden, wie allerwärts außerhalb Italien, und die Theilung geht von 7 zu 15 Fasern oder Zähnen. Die sächsischen Geslechte, gewöhnlich von 24 Ellen Länge, werden größtentheils durch Faktore und Händler an auswärtige Hutfabriken u. abgesetzt.

In den Weberdistricten des schlesischen Gebirges ist das Strohflechten erst ganz kürzlich als neuer Erwerbszweig zum Ersatz für die in Verfall gerathene Weberei eingeführt worden. Man hat Flechtchulen eröffnet, und der Erfolg ist ein sehr erfreulicher; denn es werden bereits sehr gute und zum Theil ausgezeichnete, den belgischen und englischen gleich kommende Geslechte erzeugt. Namentlich wird auch die Schönheit des Materials hervorgehoben, das der dortige Boden liefert; dasselbe soll zum Theil so vorzüglich sein, daß selbst Geslechte aus ungespaltenen Halmen daraus hergestellt werden können.

Wie schon einmal beiläufig erwähnt, ist die Erzeugung von Strohhüten in Oesterreich nicht unbedeutend, und producirt Wien jährlich zwischen 3- bis 400,000 Strohhüte im Werthe von circa 500,000 fl. ö. W. Auch in Kärnthén, Mähren, Steiermark, Tyrol und Ungarn beschäftigt man sich mit Flechtarbeiten aus Stroh, wenn auch roherer Art und für den eigenen Bedarf bestimmt. Der schon mehrfach erwähnte „Prager Centralverein zur Beförderung der Erwerbsthätigkeit der böhmischen Erz- und Riesengebirgsbewohner“ begünstigt ebenfalls den Betrieb dieser Industrie und sind in Zinnwald und Graupen ca. 6000—8000 Personen mit Strohbordurenweberei beschäftigt.

Die Schweiz hat zwei Gegenden (Freiburg und Aargau), welche mit der Stroh-Industrie sich befassen. Im Kanton Freiburg sind es die gebirgigen Theile, die Gruyère, die Gegend von Yverdon u., welche diesen Artikel produciren, die aber, weil der Behandlung und Sortirung des Strohes nicht die rechte Sorgfalt gewidmet wird, den englischen und belgischen Geslechten nachstehen, jedoch billiger sind. Freiburg producirt jährlich über 1,500,000 Stück im Werthe von 1 Mill. Frs. und exportirt nach Amerika, England, Italien und Rußland. — Aargau verfertigt seine Geslechte aus

Roggenstroh, und benutzt den Halm in seiner ganzen Länge von Knoten zu Knoten. Das Stroh wird bei seiner Blüthe geschnitten und gebleicht. An Glanz und Schönheit des Strohes steht dieses Fabrikat zwar hinter jedem anderen; dagegen sind diese Geflechte jedem anderen an Geschmeidigkeit, Solidität und Wohlfeilheit überlegen und werden gefärbt verwendet. Diese Fabrikation ist für den betreffenden Landestheil von großer Wichtigkeit, da sie namentlich Kinder und gebrechliche Erwachsene beschäftigt. Die Production beläuft sich auf über 3 Mill. Stück, in einem Werthe von höchstens 9 Mill. Frs. Ihrer Wohlfeilheit wegen werden sie nach Amerika, Oesterreich, den Zollverein und Italien exportirt.

Die mühsamste und zeitraubendste, aber auch kunstvollste Arbeit zur Erzeugung von Strohhüten ist — das Flechten. Obwohl es nur wenige physische Kraft in Anspruch nimmt und daher auch schon von Kindern mit gutem Erfolge betrieben werden kann, so ist es doch für den Anfänger bei anhaltender Anstrengung eine schmerzhaft Arbeit. Denn das Umbiegen und Niederdrücken der Halme macht die ungewohnten, Finger leicht bluten. — Es werden bei dieser Arbeit zunächst eine Anzahl Halme zu einem schmalen Bande zusammengeflochten. Je feiner das Band, desto mehr ist hiezu Geduld und ein wohlgeübtes Auge erforderlich; weil nur sehr kurze Hälmlchen von kaum 1½ Zoll Länge bei den feinsten Bändern verwendet werden, und die Benutzung größerer Halmtheile durch ihre nach unten zunehmende Dichte das gleichartige Aussehen stören. Die Bänder erhalten nach der Anzahl der Halme, nach Feinheit und Muster verschiedene Namen und Preise. In Italien werden gewöhnlich 13 Halme zu einem Bande versflochten, während man in Deutschland bei groben Geflech-ten bloß 7, selbst nur 5 verwendet.

Der Preis der feinsten Strohhüte steigt fast ausschließlich durch die Flechtarbeit so hoch, daß solche Hüte theure Luxusartikel werden, obschon die Flechterin sich mit einem sehr kärglichen Lohne, ähnlich demjenigen, welchen die Handspinnerei abwirft, begnügen muß. — Denn, wenn auch die feinsten Florentiner Hüte nicht selten mit mehreren Hundert Frances bezahlt werden, so muß man berücksichtigen, daß zu deren Herstellung selbst die geschicktesten Hände wohl länger als ein halbes Jahr lang beschäftigt sind.

Auch von den Strohflechterinnen in Amerika gilt dasselbe Verhältniß. Die „Tribune“, eines der größeren New Yorker englischen Blätter, brachte schon 1845 einen Artikel über die Verhältnisse der Strohflechterinnen, als einer großen und schlecht bezahlten Klasse Arbeiterinnen, welche von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends unausgesetzt an der Arbeit sein müßten und denen kaum gegönnt sei, ihr frugales Mittagessen hastig verschlingen zu dürfen, — wobei sie dann pr. Woche \$ 2 bis \$ 2. 50 verdienen könnten. Von diesem Gelde müßten sie Kost und Wohnung, und da ihnen nicht so viel Zeit gelassen sei, es selbst besorgen zu können, auch ihre Wäsche bezah-

len. In Krankheitsfällen komme Medicin oder bei sonstigen zufälligen Anlässen verschiedene andere Ausgaben zu bestreiten. Von einer gesunden Erholung, einer geistigen oder moralischen Bildung sei bei diesen Armen nicht die Rede. Viele derselben haben nicht einmal ihr eigenes Stübchen für sich, sondern halten sich bei irgend einer armen Familie auf und schlafen irgendwie und irgendwo. Und doch müßten sie für solch' armseliges Obdach und die karglichste Nahrung \$ 1. 50 bezahlen. In recht schmutzigen Logirhäusern koste es freilich nur \$ 1. Das Leben in solchen Höhlen aber könne man sich denken! — — —

Die Verf. giebt den täglichen Verdienst von Strohflechterinnen auf 10—20 Cts. an, und in den Neu England Staaten bildet diese Arbeit meistens auf dem Lande eine Nebenbeschäftigung und Hausindustrie.

Strohflechterinnen müssen 6 Wochen lang lernen und erhalten während dieser Zeit keinen Lohn.

Die beste Zeit für Strohflechten ist (in Amerika) der Frühling. Aber es giebt des Jahres über doch ungefähr 10 Monate andauernde Arbeitszeit. Im December beginnt man Damen- und Herrenhüte für's Frühjahr zu machen. Die Sommeraison nimmt mit Beginn des Septembers ihr Ende.

Zu bemerken kommt nachträglich, daß die geflochtenen Strohbänder, wie schon früher die Halme, von Neuem gebleicht, geschwefelt und gepreßt werden. Sollen sie nicht gleich zu Hüten verarbeitet werden, so legt man sie spiralförmig in Rollen von bestimmten Maaßen zusammen oder weist sie auf Haspeln, und in dieser Gestalt kommen sie in den Handel.

Ueber die Lage der mit Strohflechtereie in Deutschland beschäftigten Arbeiterinnen zc. bringt der „Bazar“ im Jahrg. 1862, S. 132, folgende Schilderung:

„Das Strohflechten, keinen Aufwand körperlicher Kräfte erfordernd, wird wahrscheinlich aus diesem Grunde (?) weniger von Männern, als von Frauen und Kindern geübt, und gewöhnlich sind es die Bewohnerinnen kleiner Landstädtchen und Dörfer, welche diesen häuslichen Industriezweig als Erwerb erwählen. In Orten, wo dieser Industriezweig stark betrieben wird, gehört Strohflechten (wie an anderen Orten das Stricken) zur Erziehung gleich Lesen und Schreiben, und wird in der Schule ebenso gelehrt. Kleine dreijährige Mädchen schon werden ernstlich zur Uebung dieser Fertigkeit angehalten; denn ist das Strohflechten — wie schon erwähnt — auch keine von den lohnendsten Frauenarbeiten, so hat es doch das Gute, die Aufmerksamkeit nicht ausschließend zu beanspruchen, sondern sich mit der Beaufsichtigung der Kinder, der Beachtung des Kochens für den einfachen Tisch u. dergl. ganz wohl zu vertragen, und sogar im Gehen betrieben werden zu können, so daß weder ein Geschäfts-, noch ein Spaziergang über Feld und Straße eine geübte Strohfléch-

terin in ihrer Arbeit sonderlich aufhält. Im Winter aber sind die Strohflechterinnen wahrlich nicht zu beneiden. Vergebens glühen im Kamine für sie die wärmenden Kohlen; sie müssen das bebagliche Feuer meiden, weil es dem Strohgeslechte schädlich ist. Die Halme dürfen nicht anders als naß verarbeitet werden. — Da sitzen dann die guten, fleißigen Leute in den kältesten Winkeln der Stube, mit starren Händen nur mühsam das Stroh regierend. Im Frühling und Sommer dagegen, wenn die Strohflechterinnen vor den Hausthüren im Schatten der Bäume zusammenkommen und mit verständigen oder ergötzlichen Gesprächen die Zeit kürzen; da geht die Arbeit rascher und heiterer von Statten, und selbst die unruhigen Kleinen vergessen das Spiel über der Wichtigkeit ihres gewerblichen Wettkämpfers mit den Müttern und erwachsenen Schwestern. — Denn, können Kinder auch nicht die zierlichen Moosborden, nicht die schönen Bänder mit Perlenrand u. s. w., sondern nur glatte Bänder aus höchstens 7 Halmen flechten, — die Agenten aus den Strohhutfabriken kaufen auch das wohlfeile Geflecht der Kinderhände, welches eben nur gut genug ist, zur Kopfbedeckung einer anspruchlosen Bäuerin zu dienen. Nach und nach werden die kleinen Hände größer und geschickter, ihre Arbeit steigt im Preise und hält die Armuth fern von Haus und Familie.“

94. Das Strohhut-Nähen. — Die herrschende Mode in den Städten verlangt von Jahr zu Jahr wechselnde Formen von Hüten. Zu diesem Zwecke bestehen auch allenthalben in größeren Städten sogenannte Strohhutfabriken. Dieselben sind aber eigentlich nur Nähanstalten, in welchen in Deutschland, je nach Feinheit und Form der Flechtung, italienische, oder aus der Schweiz, dem Schwarzwalde oder Erzgebirge u. bezogene Strohgeslechte, in Bändern, Tressen, Borduren, Schnüren u. dergleichen desfinirte oder durchbrochene Stroharbeiten oder auch Strohgewebe zusammengenäht werden. Die Fertigstellung der Mode-Strohhüte bietet sehr viele Verschiedenheit dar. Sie ist ausschließend Handarbeit, und läßt sich bei der Zufälligkeit der Forderungen des modernen Geschmacks auch nicht im geringsten auf allgemeine Verfahrungsweisen zurückführen. Nur bei den runden Hüten nach Florentiner Weise ist mehr Gleichförmigkeit in der Arbeit möglich.

Die durch das Flechten erhaltenen Strohblätter werden also einzeln zu den verlangten Formen zusammengenäht. Bei dieser Arbeit muß die Nadel unter den Maschen am Rande stets ringsumhin fahren. Wegen dieser besonderen Art der Nähterei ist auch der Gebrauch von Nähmaschinen hierbei nicht möglich. Den Rand des Hutes macht man immer zuerst, und dann folgt die Fertigstellung des Kopfes über einer hölzernen Form. Zuletzt wird der Kopf an den Rand befestigt. — Das Strohhutnähen ist leichte Arbeit und erfor-

dert auch keine besondere Anstrengung der Augen; denn es sind der Sprödigkeit des Strohes wegen lange Stiche nothwendig.

In Italien, Frankreich, England und Amerika — sagt die Verfasserin — liegt das Geschäft des Strohhutnäbens ganz in den Händen von Frauenspersonen. In Amerika geben sogar Schullehrerinnen zu dieser Beschäftigung über. Und Mädchen, welche nicht gern in Baumwollen- oder anderen Frabrikren arbeiten wollen, können in Strohwarenmanufacturgeschäften mehr verdienen, als bei den meisten anderen Beschäftigungen, wenn sie — was Haupterforderniß ist — nur geschickt und fleißig sind. Die Arbeit wird meistens pr. Stück bezahlt und verdienen die Arbeiterinnen § 3—7 pr. Woche. — Die Verf. erzählt von einem Strohhutfabrikanten in New York, welcher 125—150 Arbeiterinnen 6 Monate lang, aber nur 25 das ganze Jahr hindurch beschäftigt; — und von einer Inhaberin eines solchen Geschäftes, die ihren Arbeiterinnen, ungefähr 75 an der Zahl, § 3, § 3. 50 bis § 4 pr. Woche Lohn auszahlt. — Am meisten wird dieser Industriezweig in den beiden Staaten Neu Englands: Maine und Massachusetts betrieben. Es giebt dort Fabriken, z. B. eine in Middleboro, welche 850 Frauenspersonen mit Strohhutnähen beschäftigt, von denen $\frac{2}{3}$ zu Hause arbeiten und diese Beschäftigung als Nebenerwerb ansehen. Dieselben können, pr. Stück bezahlt, 30 Cts. bis § 1. 62 pr. Tag verdienen. — Ein anderer Fabrikant in Wentham beschäftigt in seinem Etablissement während der Winter-saison 75—100 Arbeiterinnen, die es bei 12stündiger Tagesarbeit auf § 1 pr. Tag bringen können; außerdem 600, welche zu Hause arbeiten. — Wieder ein anderer Fabrikant in Franklin beschäftigt gegen 400 Frauenspersonen, und zwar 60 in der Fabrik, die übrigen zu Hause. Die einen, welche in der Fabrik selbst arbeiten, dürfen dies von 6 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends thun; doch da sie pr. Stück bezahlt werden, sind sie an keine Zeit gebunden. Die anderen, welche zu Hause schaffen, können sich ganz nach ihrer Bequemlichkeit einrichten. Wenige aber sind es aus den beiden dieser Klassen von Arbeiterinnen, deren Verdienst geringer ist, als 80 Cts.; sondern die meisten bringen es auf § 1, ja sogar auf § 1. 50 pr. Tag. — Eine weitere Firma, welche 80 Mädchen beschäftigt, zahlt denselben je nach ihrer Geschicklichkeit und Anstelligkeit § 2. 50 bis § 10 pr. Woche. $\frac{2}{3}$ derselben arbeiten pr. Stück, deren durchschnittlicher Verdienst § 4. 50 ist, und die auf Wochenlohn angenommenen Arbeiterinnen erhalten für mehr als die übliche 10stündige Arbeitszeit auch Extrabekahlung. — Gegen 200 Personen in einer Strohhutfabrik zu Nantucket verdienen § 5. Die meisten dieser Strohhutnäherinnen sind Farmerstöchter und aus den anständigsten Familien des Ortes.

Ferner erzählt die Verf.: Die Arbeiterinnen der Strohhutfabrik zu Franklin (Mass.) haben ein gemeinschaftliches Boardinghaus, in welchem sie für anständiges Logis, gesunde und hinreichende Kost und Besorgung der Wäsche nur § 2. 25 bezahlen u. s. w. — Und zu

Foxboro (Mass.) besteht ein Etablissement, genannt die „Union Straw Works“, in welchen die darin Beschäftigten hohe Löhne erhalten, bei der Arbeit in gepolsterten Ledersesseln sitzen, einen literarischen Verein bilden und im Lyceum des Ortes Vorlesungen halten. Unter den 300 Arbeiterinnen dieser Fabrik sind manchmal 75 ehemalige Schullehrerinnen. Der Eigenthümer dieser Anstalt sieht seine Schöpfung eigentlich nicht als eine Fabrik an und er will auch nicht haben, daß sie eine „Fabrik“ genannt wird. — Sie ist auch in der That ein Asyl für alleinlebende Mädchen, in welchem ihnen von einem menschenfreundlichen Manne alle Mittel zur geistigen Ausbildung geboten sind, die Arbeit hiebei aber als das angesehen ist, was sie auch sein sollte, als ein Mittel, nicht als ein Zweck zum Leben. —

Die Großartigkeit dieses Fabrikationszweiges in Amerika erblickt daraus, daß 1855 nicht weniger, als 6 Mill. Damen- und andere Strohhüte im Staate Massachusetts allein gefertigt wurden, und 10,000 Arbeiterinnen Beschäftigung gab. — Der Werth der jährlichen Erzeugnisse der Philadelphiacr Strohhut-Manufactur wird auf 6 Mill. Dollars veranschlagt.

Lehrlinge müssen vor Allem mit der Nadel gut umgehen und schnell nähen können. Dann ist ihnen auch etwas mechanisches Geschick und ein Begriff der Form nothwendig. Auch erfordert diese Arbeit, wenn sie lohnen soll, einen besonderen Fleiß gleich von Anfang an. — Manche Lehrlinge vermögen schon nach wenigen Wochen Uebung einen guten Damenhut zu fertigen. Die meisten aber brauchen freilich längere Zeit. Wenige wird es jedoch geben, welche zu dieser Beschäftigung nicht taugen. — Die Lehrlinge erhalten eine ihren Leistungen entsprechende Bezahlung. — Die Lehrzeit ist in den verschiedenen Geschäften meistens auch eine andere. Entweder nimmt man 3 Wochen an, innerhalb welcher Zeit die Lehrlinge so viel Lohn erhalten, daß sie ihren Lebensunterhalt bestreiten können; oder sie müssen 4 Wochen lernen und erhalten \$ 2 Wochenlohn. Eine 6wöchentliche Lehrzeit weicht den Lehrling aber mehr in das Geschäft ein, und erhalten dieselben auch während dieser Zeit die Hälfte dessen, was sie geleistet haben, bezahlt. Das Strohhutgeschäft indessen gründlich kennen zu lernen, erfordert schon eine regelmäßige Lehrzeit von wenigstens einem vollen Jahre.

Für den Selbstunterricht im Strohhutnähen enthält „Victoria“, Jahrg. 1863 Nr. 27, eine sehr sachliche Anweisung, und im Strohhutrenoviren der Jahrg. 1864 Nr. 9.

Das Strohhutgeschäft hat (in Amerika) zugenommen, mithin ist auch die Aussicht auf die Arbeit gestiegen. — In den Neu England Staaten besteht in diesem Geschäfte kein Mangel an Arbeiterinnen. Denn gerade dort werden die Mädchen, wie nirgendwo in den Ver. Staaten, im Allgemeinen zur Arbeit angehalten. Reich oder arm macht dabei keinen Unterschied aus, und die Fabrikbesitzer können bei

den besten Familien auf Ausbülfe rechnen, die keinen Anstand nehmen, ihre gut erzogenen und intelligenten Töchter in anständige Etablissemments zur Arbeit geben zu lassen. — Die Beschäftigung in der Strohhutmanufactur dauert in der Regel neun Monate des Jahres an. Für das Exportgeschäft beginnt die Arbeit im November; für das Stadtgeschäft dauert sie von März bis Juli. Die Zeiten, in welchen die verschiedenen Geschäfte arbeiten lassen, sind sehr von einander abweichend. Die einen vom September bis Juni, die andern vom December bis Juni und vom August bis November u. s. w. — Im Allgemeinen wird angenommen, daß es im Juli, August und November wenig oder gar nichts zu thun giebt. — In vielen Etablissemments aber, deren Inhaber Rücksicht auf ihre Arbeiterinnen nehmen, wird zur flauen Geschäftszeit wenigstens zu ermäßigtem Preise Arbeit ausgegeben, so daß sie mindestens die Hälfte dessen verdienen können, was ihr Lohn sonst in der guten Geschäftszeit ausmacht. —

Durch Waschen mit Wasser reinigt man die genähten Strohhüte von Staub und Schmutz. In England wendet man dazu eine schwache Potaschen- oder Sobalösung an. Man schwefelt das Geschlechte noch einmal und taucht es zuletzt (nach Dr. Poppe's Volksgewerbslehre) in Weingeist, welcher noch gefärbte und harzige Theile des Strobes auflöst. Den Glanz ertheilt man den Hüten dann dadurch, daß man sie mit Reiswasser oder mit dünnem Stärkekleister, oder mit einer Gummiauflösung befeuchtet, — daß man sie dann lagenweise zwischen hölzernen, vorher sehr stark erwärmte Bretter auf einander legt, — sie sehr stark preßt und 24 Stunden lang in der Presse läßt. Einfacher und von noch besserem Erfolg, als das Pressen, ist das Ueberfahren mit heißem Stahl, der zu diesem Zwecke eine bequeme Gestalt haben und zur leichten Führung eingerichtet sein muß.

In neuester Zeit fängt man an, kleine hydraulische Maschinen auch zum Pressen der Strohhüte anzuwenden. In $1\frac{1}{4}$ — $1\frac{1}{2}$ Minute ist der Hut in die gewünschte Form gebracht, während bei der Handarbeit mit dem Bügeleisen mehr als die zehnfache Zeit dazu erforderlich ist. —

95. Das Flechten von Strohhüten für Knaben und Männer. — Der württembergische Consul, Herr Hecht in Straßburg, schildert in einem Berichte an seine Regierung diesen Industriezweig (siehe Dr. Böttger's Polyt. Notizen-Blatt Nr. 21, XXI) folgendermaßen und macht hiebei aufmerksam, daß hierin noch ziemlich ein Feld der Thätigkeit offen stehe.

„Bis zum Jahre 1830 war Italien das einzige Land, welches sich mit Anfertigung des sogenannten italienischen Strohhutes für Damen befaßte und alljährlich ganz Europa mit seiner Production von 2—3 Mill. Stücken versorgte. Diese Hüte hatten jedoch immer ein und dieselbe Form und konnten nach den Ansprüchen der Mode nicht abgeändert werden. Die Schweiz, Belgien, England und spä-

ter Deutschland haben aber das Problem gelöst, diesem Bedürfnisse zu entsprechen. Anstatt, wie der Italiener, seines Stroh anzuwenden, benutzten sie gröberes, spalteten es in mehrere dünne Fasern und verflochten dieselben zu Treßsen von verschiedener Breite, die nun der verlangten Hutforn zufolge zusammengenäht wurden. Frankreich allein folgte dieser Methode, Stroh zu spalten, nicht, war aber das gegen die Bioge der neuen Moden und verwendete in seinen Fabriken enorme Quantitäten von ausländischen Flechten. Indessen blieben auch diese Hüte bis dahin, wie die italienischen, nur Kopfpuz von Frauen und Mädchen.

„Erst um 1832 wurden die ersten Herrenhüte aus Amerika eingeführt und erschienen unter dem Namen „Brasilianische Hüte“ auf dem französischen Marke. Diese Hüte waren vortrefflich; denn anstatt wie die europäischen zusammengesetzt und genäht zu sein, bestanden sie, wie heut zu Tage die „Panamahüte“, ganz aus Einem Stücke, indem 400—1200 Hälmschen oder Fasern von Blättern des Batanenbaumes (einer Art Palme) künstlich mit einander verschlungen waren, und auf diese Art, ohne irgend eine Naht, ein zusammenhängendes Ganzes bildeten. Die Schönheit ihres Stoffes, ihre Haltbarkeit, große Geschmeidigkeit und Leichtigkeit machten diese Hüte bald zu einer beliebten Sommerkopfsbedeckung für Männer. Gleichwohl war dieses Product noch unvollkommen, da es von Wilden gefertigt war, die keinen Begriff von den Bedürfnissen civilisirter Nationen und den Ansprüchen der Mode haben. Es war daher erforderlich, diese Hüte in Europa zu fabriciren. In Frankreich wußte man bald alle Schwierigkeiten zu überwinden, indem man die Art des Flechtens nachahmte und die das Material bildenden Batanenblätter aus den Erzeugungsländern kommen ließ.

„Jetzt ist die Production solcher Herrenhüte eine ungeheure, so daß selbst Amerika, anstatt Frankreich damit zu versehen, dieselben von letzterem Lande zu bedeutend niedrigeren Preisen erbält. In Frankreich sind die Provinzen Nieder-Rhein, Meurthe und Mosel diejenigen Gegenden, in denen die Strohhutfabrikation am stärksten betrieben wird. Die in diesem Departement befindlichen Fabriken wären im Stande, ganz Frankreich, die angrenzenden Länder und die Colonien mit solchen brasilianischen Hüten zu versorgen, die ungefähr den fünften Theil des Gesamtconsums von Strohhüten ausmachen.

„Dieser Industriezweig hat sich zwar sehr gehoben; seine Producte finden übrigens nur im Inlande Absatz, indem der darauf lastende Zoll eine Einfuhr in fremde Länder fast unmöglich machen würde. Der Zollverein hat nämlich die gewöhnlichsten Hüte mit einem Eingangszoll von 87 fl. pr. 50 Kilogr. belegt. Dggleich nun durch den neuerdings abgeschlossenen Handelsvertrag der hohe Zoll von 8 fr. pr. Stück um ein Weniges herabgesetzt wurde, ist er doch immer noch hoch genug, um die deutschen Fabrikanten vor jeglicher französischen Concurrenz hinreichend sicher zu stellen; während der

französische Eingangszoll seit August 1863 auf ein Minimum reducirt ist, indem der Zoll für Flechten auf 5 Fres. pr. 100 Kilogr. und der für Hüte auf 10 Fres. pr. 100 Kilogr. herabgesetzt wurde. Hieraus erhellet, daß alle Länder, die sich mit der Strohhutfabrikation beschäftigen, als: England, Italien, Belgien, die Schweiz und Deutschland ihre Producte in Frankreich einführen können, während dagegen die französischen Producte an der Ausfuhr in den Zollverein durch einen Zollsatz von 50 Fres. für 50 Kilogr., nach Belgien von 12 Procent vom Werth, nach Italien und Spanien von 1—2 Fres. pr. Stück gehindert sind. Nun werden aber die brasilianischen Hüte französischer Fabrikation zu 8—100 Fres. pr. Duzend, oder zu einem Durchschnittspreise von 24 Fres. das Dsd. verkauft. Es ist somit nicht zu verwundern, wenn sich die Ausfuhr nach Deutschland auf einige Proben neuer Façons von Stroh- und brasilianischen Hüten beschränkt, deren Totalwerth die Summe von 150,000 Fres. pr. Jahr nicht überschreitet. Dagegen haben sich in Württemberg, im badischen Schwarzwalde, in Bayern und Preußen ähnliche Fabriken, wie die französischen gebildet, die unter dem Schutze der Zölle des Zollvereins sich entwickeln, gedeihen und prosperiren, in der Schönheit ihrer Producte aber allerdings keine großen Fortschritte machen. Die Ausfuhr von Flechten, Hüten und anderen Strohwaaren aus Deutschland übersteigt die Einfuhr noch nicht; im Gegentheile ist die deutsche Production für den inländischen Consum noch nicht einmal ausreichend, so daß Frankreich, England, Belgien, die Schweiz und vor allem Italien zur Deckung des Bedarfs in diesen Artikeln beitragen müssen. — — —

„Die Beschaffenheit des Strobes, welches der deutsche Boden erzeugt, soll sich übrigens nicht zur Anfertigung feiner Qualitäten eignen; weshalb die Fabrikanten Flechten oder Hüte von schönem Stroh vom Auslande beziehen. Die Hauptorte für die Fabrikation von Treppen und Strohhüten sind der badische und württembergische Schwarzwald. Von Lenzkirch bei Freiburg bis Furtwangen, Triberg, Schramberg u. s. w. besteht die Hauptbeschäftigung des ärmeren Theils der Bevölkerung in der Anfertigung von Uhren und Strohhüten, und zwar sind es besonders die Weiber und Kinder, welche das grobe Stroh zu Körben und ordinären Hüten verflechten. Diese letzteren haben eine eigenthümliche Form und werden größtentheils zum Gebrauche für Landleute in Frankreich eingeführt. — In einigen großen Städten des Zollvereins werden Strohhüte aus vom Auslande bezogenen Flechten gefertigt; die bedeutendsten Fabriken von Brasilhüten befinden sich in Württemberg, Rheinbayern und Rheinpreußen; allein ihre Gesamtproduction erreicht nur ungefähren vierten Theil der französischen. Frankreich setzt den Ueberschuß seiner Producte vorzüglich nach Nord- und Süd-Amerika und seinen Colonien ab.

„Die Löhne in den französischen Strohhutfabriken sind folgende:

Mädchen und Kinder, welche die groben Hüte für die ländliche Bevölkerung flechten, erhalten 1 Fres. bis 1 Fres. 75 Cts.; die Näherinnen von Modehüten 1 Fres. 50 Cts. bis 2 Fres. 50 Cts., und der männliche Theil des Fabrikpersonals, der mit Zurichten und Formen beschäftigt ist, 2 Fres. 50 Cts. bis 5 Fres. pr. Tag. — Die Löhne sind das Resultat der in den letzten 10 Jahren um ungefähr 20 Procent vermehrten Production. — In Deutschland, der Schweiz, Belgien und Italien sind die Löhne für dieselbe Arbeit um 20 Procent niedriger als in Frankreich. England allein bezahlt seine Arbeiter so hoch wie Frankreich. — Die französischen und englischen Producte werden aber auch wegen ihrer vorzüglichen Qualität nächst den feinen italienischen Strohhüten am theuersten bezahlt.“ —

Auch in Amerika hat die Verfertigung von Herrenhüten einige Bedeutung erlangt. Namentlich sind es die sog. Palm leaf Hüte, welche aus Stroh geflochten werden, das in den Neu England Staaten wächst. Die Söhne und Töchter der Farmer durch die ganzen Neu England Staaten füllen das ganze Jahr über ihre freie Zeit meist mit dem Strohhutflechten aus. — Für 60,000 Dollars Werth wurden ehemals allein aus Nashua (N. H.) geliefert, und der Preis stand gewöhnlich auf \$ 1. bis \$ 1. 50 pr. Dgd. — Ein Fabrikant in N. H., der 300—400 Individuen beschäftigte, bezahlte pr. Stück, und dieselben verdienten \$ 6—8 pr. Monat. — In anderen Fabriken wieder finden Frauenspersonen nur im Winter mit dem Einfassen und Einsetzen des Futters in Herrenhüte Arbeit, die für das Frühjahrgeschäft bestimmt sind. Für diese Verrichtungen wurde 12½ Cts. pr. Dgd. bezahlt, und eine tüchtige Arbeiterin vermochte 6 bis 10 Duzend pr. Tag zu fertigen. Die meisten derselben verdienen \$ 5 pr. Woche.

Das Flechten erlernen Kinder schon vom bloßen Absehn; beim Einfassen und Ausstaffiren aber wird eine Lehrzeit von 1 Monat bedungen, während welcher die Lehrlinge wenigstens so viel verdienen, daß sie Kost und Logis bezahlen können. — Das Erlernen des Flechtens von Palm leaf Strohhüten bietet keine gute Aussicht auf Beschäftigung; wohl aber das Erlernen des Einfäumens und Ausstaffirens.

Ein vor wenigen Jahren zurück bei uns noch sehr in Aufnahme befindlich gewesener Artikel waren die Panamahüte, welche eigentlich von den die Cordilleren bewohnenden Indianern (beiderlei Geschlechts) gefertigt wurden. Da, wo die Staaten Peru, Ecuador und Neugranada sich berühren, ist der ursprüngliche Sitz jener Industrie, welche zu Zeiten für einige Millionen Thaler in den Handel brachte. — Die echten Panamahüte sollen nur über das Städtchen Moyobamba bezogen werden. — Die Pflanze, von welcher die Blattrippe das Material für die Panamahüte abgiebt, ist eine palmähnliche Staude. Nachdem die jungen Blätter von ihren Fleischtheilen befreit sind, werden die Fasertheile, faserige Rippen, eine Zeit lang gekocht und an der Sonne einem Bleich- und Röstproceß unter-

worfen, aus welchem sie völlig weiß und biegsam hervorgehen. — Die Arbeit des Flechtens beginnt von der Mitte des Hutes an und muß an Regentagen vorgenommen werden, weil in trockener Luft die Rippen brüchig werden und sich schwierig behandeln lassen. Es besitzen die Indianer sehr große Geschicklichkeit, um Flechtwerke von dem höchsten Feinheitsgrade herzustellen. Die Form dieser Hüte richtete sich jedoch nicht nach den europäischen Moden, und man begann deshalb das Material zu echten Panamahüten oder andere ähnliche Pflanzenfasern in Europa einzuführen und daselbst verarbeiten zu lassen. Die aus dem echten Materiale gefertigten Panamahüte zeichnen sich nicht bloß durch eine schöne milde, weiße Farbe aus, welche ihnen durch einfaches Waschen mit Seife immer wieder gegeben werden kann, sondern auch weil sie von einer ungemeinen Widerstandsfähigkeit gegen alle äußeren Einflüsse sind und sich, ohne Brüche zu bekommen, in jede Form zusammendrücken lassen und stets wieder die Herstellung der früheren Form ermöglichen. — Diese Hüte aber kosteten früher enorme Preise.

Jetzt werden sog. Panamahüte in Europa geflochten, die 70 bis 80 Procent billiger sind, deren Form gefälliger und mehr für den europäischen Consum berechnet ist.

Hauptplätze dieser, viele Frauenhände beschäftigenden Flechtindustrie sind: Lothringen und Elsaß in Frankreich und der badische und württembergische Schwarzwald.

96. Sonstige Arbeiten, Geflechte und Gewebe aus Stroh, oder aus Stroh und Seide, Pferdehaare 2c. vermischt. — Hierunter versteht man die ganze übrige Fabrikation von Artikeln aus Stroh, welche nicht Kopfbedeckung und die größeren Arten von Strohgeflechten in sich begreift. Sie sind unter Benennung „Fantasieartikel“ (fancy-goods) bekannt und werden größtentheils auf Stühlen hergestellt. Es giebt wenige Stoffe, welche nicht in der Fabrikation derselben verwendet werden. Stroh, Seide, Wolle, Baumwolle, Hanf, Pferdehaare, Glas, Papier sind zu derselben geeignet. Ihr wendet sich sowohl der Fabrikant, als der Arbeiter mit Vorliebe zu, da Ersterer seine Ideen, letzterer seine Fingerfertigkeit dabei verwenden kann. Durch sie findet jedes arbeitsfähige Alter beider Geschlechter Beschäftigung. Die Artikel dieses Genres sind aber gleich den Seidenbändern, dem Wechsel der Mode unterworfen und haben mit denselben gleiche Perioden. Die Production ist größtentheils in der Schweiz daheim; wird dann aber auch in England, Sachsen und dem württembergischen und badischen Schwarzwald betrieben. In Dr. v. Poppe's „Volks-Gewerbslehre“ *) ist dieser Fabrikationszweig folgendermaßen beschrieben:

*) Neu herausgegeben von Dr. R. Wagner, Stuttgart bei Kraus & Hoffmann.

„Bei der aufgelegten und gepreßten Stroharbeit werden die ganzen oder gespaltenen Strohhalme auf Papier, Pappe, Seidenzeug oder Holz geklebt und dann fest darauf gepreßt. Auf diese Art kann man nicht bloß gepreßte Strohhüte verfertigen, sondern auch Kästchen oder Schatullen, Strohteller, Körbchen, Etuis, Tapeten &c. Eine festeren Stoffe geben die Unterlage oder den Kern ab und mit gravirten Walzen preßt man allerlei scharfe Figuren auf das Stroh. Die leichteste und einfachste aller Stroharbeiten ist das Aneinanderreihen der Strohhalme mit Fäden; sie wird vorzüglich zu Strohedden, Strohtellern, Strohmaten u. s. w. angewendet. Man nimmt dazu starke, meist gefärbte, auch wohl mit gespaltenen Halmen überwickelte Strohhalme, legt sie reihenweise und in verschiedenen Mustern neben und übereinander und bestet sie, nach dem Muster, mit starkem Zwirn zusammen.

„Durch Weben bildet man zuweilen große Strohlplatten, welche gehörig geschnitten, zu Hüten u. s. w. verarbeitet werden können. Man macht sie entweder glatt, nämlich aus einer Kette von leichter Seide mit dicht aneinander liegendem Einschlage von gespaltenem Stroh; oder façonnirt, in sehr vielen Abwechslungen. — Was das Färben des Strohes betrifft, so köcht man es erst bündelweise in einer Alaunauflösung und zieht es dann durch irgend eine Farbrührbe. (Zu blau wendet man eine Auflösung von Indigo in Schwefelsäure oder Berlinerblau an, zu gelb Curcumä, Safran oder Kreuzbeeren, zu goldgelb Sandelholz, zu purpurroth Fernambukholz oder Cochenille, zu schwarz Campecheholz und Eisenvitriol oder chromsaures Kali, zu grün eine Grünspanauflösung u. s. w.). Je weißer das zu färbende Stroh ist, desto lebendiger und schöner werden die Farben.

„Die größten Geflechte aus Stroh sind diejenigen, woraus die Bienenkörbe, die Schüsseln zum Brodteige, die Strohfessel u. dergl. gefertigt werden. Eigentlich ist hier die ganze Waare als Ein Geflecht zu betrachten, weil sie nicht aus einzelnen mit einander verbundenen Geflechten, sondern aus zusammengeschlochtenen groben Halmen oder dicken Strohschnüren besteht.“

Nach dem amtlichen Berichte der Zollvereinsstaaten über die letzte Industrieausstellung zu London werden die Artikel dieser Strohflecht-Industrie in 3 Klassen eingetheilt.

1) Gewebe von Stroh und Seide &c. Bis zum Anfang der zwanziger Jahre wurden in der Schweiz nur Strohflechte gefertigt. In diesen Jahren wurde die Weberei mit Seidenzetteln eingeführt und bis in die dreißiger Jahre nur einfache breite Gewebe verfertigt. Das verwendete Material bestand bis dahin nur in Stroh und Seide. Zu dieser Zeit wurden Pferdehaar und Manillahanf in die Fabrication eingeführt, und derselben dadurch wieder ein neuer Aufschwung gegeben. — Zur Anfertigung dieser Artikel wird

der einfache chinesische Webstuhl benutzt. Dieses Genre bildet namentlich die Hauptfabrikation der Stroh-Industrie des Kantons Aargau.

2) *Geflechte von Pferdehaar und Manillahanf.* — Zur Herstellung derselben wird der französische Lacetstuhl benutzt. Das zu demselben verwendete Material ist außer Pferdehaar und Hanf wohl auch Baumwolle und Seide. Die Fabrikation dieses Artikels wurde 1844 eingeführt und hat seither großartige Verhältnisse angenommen; sie erstreckt sich über die Kantone Luzern, Aargau und Zürich, beschäftigte 1860 ca. 21 Fabrikanten fast ausschließlich damit, und zählte 2500 Stühle, mit welchen sie jährlich ca. 750,000 Stück, im Werthe von $3\frac{1}{2}$ —4 Mill. Fres. producirten. Von Pferdehaar, aus Rußland und Südamerika bezogen, werden hierzu allein 1000 Centner jährlich verarbeitet.

3) *Fantasia-Geflechte und Garnituren.* — Unter dieser Benennung versteht man eine große Zahl verschiedener, theils zur Verfertigung von Strohhüten, theils zur Auszierung derselben geeignete Artikel; sie bilden das Mittelglied zwischen reiner Fantasia und den glatten Geflechten. Zur Anfertigung derselben werden nur in einzelnen Fällen mechanische Vorrichtungen angewendet.

Neben der Schweiz verdient hier auch Württemberg in der Strohflechterei dieser Art erwähnt zu werden. An der Spitze der Entwicklung der Strohflechterei etc. steht daselbst die 1838 als Armenbeschäftigungsanstalt auf Actien gegründete, 1862 von Herrn Junghaus geleitete Strohhut-Manufactur zu Schramberg, welche gegen 5000 Personen mit Geflechtes des inländischen Strohes, Manillahanf, Palmblättern etc. beschäftigt und sich durch die Mannigfaltigkeit der Artikel, Geschmack in Mustern und sorgfältige Ausführung auszeichnet. — Auch Haas in Schramberg fabricirt in diesem Fache. Und die sogenannte Spitzenmanufactur in Spaichingen, auf Actien gegründet und etwa 300 Personen beschäftigend, befaßt sich mit der Anfertigung der in der Damenhut-Manufactur so wichtig gewordenen Blondes aus Pferdehaaren und Stroh — auch Manillahanf — deren Erzeugnisse sehr geschmackvoll und schön sind.

c. Pelzwerk.

97. *Pelzwerk- und Pelzwaaren-Handel.* — Unter Pelzwerk oder Rauchwerk versteht man die nicht enthaarten, gehörig zugerichteten, thierischen Häute, Felle oder Bälge, welche zu Bestandtheilen der menschlichen Kleidung oder auch für andere Zwecke, als zum Ueberziehen von Geräthschaften, zu Fußteppichen, Pferddecken u. s. w. gebraucht werden. — Man unterscheidet hier zunächst nur rohes und zubereitetes Pelzwerk. — Pelzwerk, als einer der schlechtesten Wärmeleiter, ist ein höchst schätzenswerthes Material zur Winterbekleidung.

Zur Erlangung von gründlicher Waarenkenntniß in dem Verkaufsgeschäfte von Pelzwerk halten wir besonders die Schilderung der Bezugsquellen dieses Artikels ersprießlich, wie dieselben D. Spamer's „Neuestes Buch der Erfindungen u. s. w., S. 291, bringt. Es heißt dort unter Anderm:

„Bei denjenigen deutschen und außerdeutschen Jagden, bei welchen nicht bloß die Jagdlust Hauptveranlassung ist, sondern der Erlös aus der Beute zum vorwiegenden Beweggrund wird, spielt die Erwerbung des Pelzwerks eine hervorragende Rolle. Die Rauchwaarenhändler theilen die Pelze zunächst in edlere und gemeine, ohne daß sie sich zur weiteren Classificirung derselben, wie bei der Beurtheilung der Schaffsleife, wissenschaftlicher Principien und Methoden bedienen. Bekanntlich unterscheidet man aber an den Pelzen die kürzeren Grundhaare von den längeren, meist auch härteren Conturhaaren und verlangt von dem edleren Pelzwerk, daß die Haare lang, fein und weich sind, dabei einen lebhaften Glanz haben und sich beim Streichen nach allen Seiten hin gleichmäßig legen.

„Es sind besonders zwei Ländergebiete der Erde, in denen Pelzgewinnung durch den Jäger in ausgedehntem Maße stattfindet: das nördliche asiatische Rußland (Sibirien) und die nördlichen Gebiete Nordamerika's (die Hudsonsbailänder).

„Unter dem russischen Pelzwerk nimmt der Zobel die erste Stelle ein. Das Thier gehört bekanntlich zum Wardergeschlecht und variirt je nach den Landschaften, dem Alter, der Jahreszeit und den Individuen mehrfach in der Färbung. Die vorherrschende Färbung ist braunschwarz und schwarz, bei den Silberzobeln erscheinen die Grannenhaare glänzend weiß, beim Goldzobel haben sie Goldglanz. Am geschätztesten sind diejenigen Zobel, welche in's Bläuliche spielen, und wird von ihnen das Stück mit mehr als 100 Rubeln (120 Thalern) bezahlt. Zobelpelze sind ein Monopol der russischen Krone. Viele der halbwildten Völkerschaften Sibiriens haben Zobelpelze als Steuern zu entrichten, und nicht wenige der dorthin Verbannten müssen ebenfalls jährlich eine Anzahl Thiere erlegen und deren Bälge abliefern. Durch die fortwährende Verfolgung sind aber die ohnedies sparsam vorhandenen und scheuen Zobel in den besuchteren Landschaften sehr selten geworden, und es muß immer in entlegeneren Districten nachgegangen werden. — Wie bei allen Thieren, die des Pelzes wegen erlegt werden, muß der Jäger aber suchen, solche Verwundungen zu vermeiden, durch die der Balg ernstlich beschädigt werden könnte. — Von den Verwandten des Zobels war ehemals mehr als jetzt das Hermelin sehr gesucht, besonders der weiche mit schwarzer Schwanzspitze versehene Winterpelz. Als nächster Hermelin gehen noch die russischen Schneewiesel, die auch Laschi oder Laski genannt werden, und in Deutschland werden weiße Kaninchen dazu benutzt. Die letzteren spielen überhaupt im Pelzhandel eine große Rolle. Die silberfarbenen und braunen sind sehr gesucht, und

in Deutschland allein kommen jährlich gegen 250,000 Duzend in den Handel. — Von sibirischem Rauchwerk werden Eichhörnchenbälge jährlich in großen Mengen verführt. Der Winterpelz, der eine angenehme silbergraue Färbung hat, geht unter dem Namen Feh oder Grauwerk. Von Jeniseisk, Irkutz, Jakutz und Saccamenoy aus kommt jährlich eine Unzahl nach Europa, und allein in der Umgegend von Leipzig (Weißenfels, Naumburg) werden gegen anderthalb Millionen Stück zubereitet, um dann nach Frankreich, Italien und Amerika verführt zu werden. Es kommen auch Sorten von schwarzer und weißer Farbe vor. Der Schweif der ersteren wird als Zobel-schwanz verkauft; die letzteren, die meist aus Kamtschatka stammen, stehen ziemlich hoch im Preise. Die Grannenbaare der Eichhörnchen, sowie der Dachse, Marder u. s. w. finden auch zu feinen Malerpin-seln Verwendung. Das bunte Eichhörnchen ist weniger geschätzt; mehr dagegen jenes in der Berberet, das wegen seiner hübschen Zeichnung Livrée-Eichhörnchen genannt wird. — Der Balg des sibirischen Iltis, auch als Kolonok-, Kalinka- oder Kulonki-Fell im Handel, ist weniger hochgehalten, geschätzt dagegen um so mehr jener vom russischen Edelmarder. — Das Fell des nordischen Vielfraßes ist schön gefärbt und glänzend, gilt aber, da es grobhaarig ist, nur als ordinäres Pelzwerk. In dieselbe Kategorie fallen auch die Pelze der Wölfe und Bären.

„Die weiten Länderstrecken Nordamerika's von Labrador und der Hudsonsbai an bis zum Stillen Ocean, von Canada bis zum nördlichen Eismeer, sind fast noch ausschließlicher Jagdgrund. Hier nährten sich von Alters her die Indianerborden vom Ertrage ihres Bogens und lauſchten den verschiedenen Wildsorten Sitten und Gewohnheiten ab, um dieselben bei der Jagd zu berücksichtigen. Schon im Jahre 1670 hatte eine Anzahl Engländer eine Handelsgesellschaft gebildet, um die Pelze der Hudsonsbailänder aufzukaufen. Sie erwirkten von Karl II. ein Privilegium über jenes Gebiet, das England als das seine betrachtete. Es ist dies ein Ländercomplez von 125,000 deutschen Quadratmeilen, also zwanzigmal größer als Großbritannien. Das Interesse dafür stieg bedeutend, als Cook's Expedition an der Westseite Amerika's die kostbaren Seottterfelle entraf und zugleich auch andere geschätzte Pelze für Kleinigkeiten erwarb, die sich in dem nahegelegenen China mit ungeheuren Procenten verwerthen ließen. — Eine geraume Zeit hindurch zogen sich abentheuer-lustige und verwegene Gesellen aller Nationen nach den Jagdgebieten und stellten Fallen für Bieber, Füchse und Bisamratten, schossen Rothwild und Bären, Luchse und Wölfe und lieferten mit ihren abentheuerreichen Zügen den Pelzhändlern jährlich eben so bedeutende Quantitäten frischer Waare, wie den Novellisten Stoff zu Romanen. Gelegentlich geriethen sie mit den eingeborenen rothen Jägern in blutige Conflict, andere wiederum verwilberten völlig und ließen sich unter den Indianern häuslich nieder. Im Jahr 1783 entstand die

Nordwest-Pelzcompagnie, durch Kaufleute von Canada gebildet, und zwischen den Gliedern der beiden concurrirenden Gesellschaften entspann sich in den abgelegenen Jagdgebieten ein erbitterter Einzelkampf, bis endlich 1821 eine gegenseitige Verständigung und allgemeiner Landfrieden hergestellt wurde. Seit der Goldreichtum Californiens die Aufmerksamkeith der Welt auf sich zog, legten die meisten Trapper die Biebersfallen bei Seite und ergriffen die Schaufel und Waschmulde, so daß gegenwärtig die Jagd in den Hudsonsbailändern fast ausschließlich wieder durch Indianer betrieben wird. — Das Hauptpelzthier ist der Biber. Das Biberfell bildete schließlich sogar die Münzeinheit zwischen Jägern und Händlern. Zwei Marder galten einen Biber, zehn Moschusratten desgleichen, vier Biber galten einen Silberfuchs u. s. w. Ueber die Werthe, welche die Pelze im europäischen Handel besaßen, ließ man natürlich die Jäger so viel wie möglich im Dunkel. Man zahlte in Artikeln europäischer Manufactur und verkaufte ihnen eine Plinte z. B. für 20 Biber, einen Tuchrock für vier, ein Messer für zwei u. s. w. Bei dem wüsten Leben, dem sich viele Pelzjäger ergaben, geriethen dieselben gewöhnlich Schulden halber in die Abhängigkeit von den Händlern, die durch das ganze Gebiet hindurch ihre Voyageurs sendeten und Forts mit Waaren-Niederlagen errichten ließen. Um den Markt wo möglich auf ziemlich gleicher Höhe zu erhalten, zahlte man für die kostbarsten Pelze verhältnißmäßig etwas weniger als für die geringeren Sorten. Man suchte dadurch zu verhüten, daß die werthvollsten Pelzthiere ausgerottet, die geringeren vernachlässigt würden. Von den Bibern werden zwar in manchen Jahren noch 30,000 Stück abgeliefert; im Verhältniß zu früher sind sie aber doch seltener geworden. Man schor sie ehemals fast sämmtlich und verarbeitete die Grundhaare und macht sie dadurch der kostbaren Seeotter ähnlich. Letztere bewohnt die Küsten der Nordwestseite und ihre Jagd wird fast nur durch die Eingeborenen betrieben, da sie ein mühseliges Geschäft ist. Schon 1790 verkaufte man in Kanton die Bälge mit 100—150 Thalern das Stück, die Schwänze mit 6—20 Thalern; seit jener Zeit sind sie aber bei gesteigerter Seltenheit höher hinaufgegangen. Ein gutes Seeotterfell wird in Deutschland mit 350—500 Thalern berechnet.

„Hohe Preise haben auch gewisse Spielarten des „Fuchses“, die einzeln noch in Sibirien und Kamtschatka vorkommen. Weiße Füchse gelten etwa 3 Thaler, sogenannte blaue dagegen sechsmal so viel, Silberfuchse mit weißem Grannenhaar kosten 130 Thaler das Stück, und schwarze Füchse sogar 150 Thaler. Der Pelzjäger unterscheidet außerdem noch gelbe, rothe, Griesfüchse u. s. f. — Die amerikanischen Zobel sind weniger geschätzt, als die asiatischen, ihr Haar soll rauher und gröber sein (unter dem Namen „amerikanische Zobel“ gehen oft auch die schwarzbraunen Pelze des canadischen Edelmarders), dagegen werden die virginischen Iltisse hoch ge-

schätzt. Als edles Pelzwerk gilt ferner der Nörz oder Norka, eine amerikanische Marderart, die fast dem Zobel im Preise gleichkommt. Ebenfalls geachtet ist der Mixr oder Bison, ein naher Verwandter desselben. Sogar die Felle der sonst so mißliebigen Stinkthiere werden wegen ihres feinen Haares hochgehalten; sie ähneln dem Marderpelz. Der Winterpelz der amerikanischen grauen Eichhörchen geht unter dem Namen Petitgris, ist aber weniger geschätzt, als der russische; das letztere gilt auch vom Luchs, der in ansehnlichen Mengen vorkommt. — Sehr große Quantitäten Pelze erhält man vom Waschbären (Schuppenpelze). Man zieht dieses Thier des Felles wegen jetzt sogar als Hausthier. Je nach der Schönheit wechselt der Preis des Balges von 1½–15 Thaler das Stück. Als ein Beispiel der Mengenverhältnisse, in denen die amerikanischen Pelzthiere vorkommen, führen wir an, daß i. J. 1848 auf einer einzigen Auktion *) in London davon versteigert wurden: 21,349 Fiber-, 808 Fuchshotter-, 195 Seeotter-, 150 Robben-, 744 Pekan-, (canadische Marder), 1344 Fuchs-, 3000 Bären-, 29,700 Marder-, 14,100 Mixr-, 18,550 Bisamratten-, 1015 Luchs-, 630 Katzen-, 1500 Wolfs-, 230 Vielfraß-, 3000 Waschbären- und 2800 Reh-Felle.

„Außer den genannten beiden vereinigten Pelz-Handelsgesellschaften besteht in Nordamerika noch die „Russisch-amerikanische Gesellschaft“, deren jährliche Ausbeute ebenfalls sehr beträchtlich ist.

„Die südliche Hälfte der Erde liefert auffallend wenig Pelzthiere (dagegen die buntfarbigsten Vogelgesieder, Federn); am beliebtesten ist das große und kleine Chinchilla wegen seiner Weichheit und Feinheit geworden. Es bewohnt die regenlosen Gebiete Chili's und Peru's, sowie der Laplata-Staaten. Außerdem sind noch die Seehunde der Südsee-Inseln von Wichtigkeit.

„Die großen Raubthiere des Katzengeschlechtes werden mehr ihrer Schädlichkeit wegen verfolgt, als wegen des Nutzens, den die Beute gewährt. Verhältnismäßig am meisten ist noch das Fell der asiatischen Steppenkatze und der canadischen und sibirischen Wildkatze (Genotten, Zanotten, fälschlich Genetten) geschätzt; Löwen-, Tiger-, Panther-, Leopardenfelle dagegen finden vorzüglich zu Decken Ver-

*) Die Hudsonsbai-Gesellschaft hält nämlich alljährlich drei große Auctionen in London. Die erste findet im Januar statt, besonders für Fiber- und Fuchshäute aus den Ansiedlungen in Canada, Labrador und an der Hudsonsbai. Die zweite, im März, bringt die Häute und Felle von Bär, Fuchs, Otter, Wolf, Nörz, Marder, Wiesel und kleineren Thieren zum Verkauf; die dritte, im September, verschleift die Pelzerragnisse aus dem westlichen Amerika. — Nach den Auctionen der Hudsonsbai-Gesellschaft werden diejenigen der nordamerikanischen Pelzhändler abgehalten, welche ebenfalls nicht unbeträchtliche Quantitäten auf den Markt bringen. Die Preise der Waaren sind großen Schwankungen unterworfen und richten sich selbstverständlich außer der Güte der Waare auch nach den Launen der Mode. Im Allgemeinen stehen die aus Nord-Amerika eingeführten Pelzwerke höher im Preise, als die aus anderen Ländern.

wendung und steigen im Preise, wenn sie — was freilich selten der Fall ist — ohne Beschädigungen sind, oder sich durch schöne, lebhaftere Zeichnungen hervorheben.

Bei den Jagden auf Zwielhüser bildet das Fleisch die Hauptbenutzung. Das Pelzwerk ist nur ausnahmsweise geschätzt, da trotz der mitunter schönen Färbungen (bunte Antilope) die Haare gewöhnlich rauh und brüchig sind.

An Pelzen kommen in Deutschland jährlich gegen 30,000 Edelmarder, 70,000 Steinmarder, 100,000 Füchse, 200,000 Iltisse, 5000 Fischottern und 5000 Dachse in den Handel, die einen Werth von etwa einer Million Thaler repräsentiren. Außer diesen werthvolleren Pelzen werden noch für ebenso viel Geldwerth Hamster-, Katzen-, Hasen-, Kaninchen- und Lammfelle in Deutschland producirt.

In England bildet der Pelzhandel seit Jahren einen belangreichen Geschäftszweig, und von da aus werden die Artikel in die verschiedensten Länder der Welt geliefert, wo die Pelze entweder als schützende Bekleidung gegen die Kälte, oder als officiellcs Kostüm oder als bloße Puzstücke gebraucht werden. Die feineren Pelzsorten finden in England selbst keine Liebhaber; sie wandern daher meistens auf die Leipziger Oster- oder Herbstmesse, von wo sie nach Frankreich, Rußland und China abgesetzt werden, woselbst Klima und Mode ihnen einen höheren Preis sichern. — Leipzig bildet nämlich das Herz des continentalen Pelzhandels, auf dessen Oster- und Michaelismesse neben dem heimischen Erzeugnisse die Pelze der Hudsonsbai-Gesellschaft, wie aus Rußland und allen pelzliefernden Ländern sich begegnen. Der Gesamtbetrag des Geschäftes mag alljährlich nicht unter 3 Mill. Thaler betragen, wird aber 4 Mill. selten übersteigen.

In Betreff der Nachfrage nach verschiedenem Pelzwerke ist das Geschäft zeitenweise ebenfalls großen Veränderungen unterworfen. So z. B. hatten die Biberfelle früherer Zeit den Hauptartikel des Hudsonsbai-Pelzhandels gebildet, wurden aber in Folge der Vervollkommnung der Seidenhutfabrikation wenig mehr gesucht und verloren ihren Werth. Erst nach dem Jahre 1851 kamen sie wieder in Aufnahme, weil der Pelzwaarenfabrikant E. B. Roberts in London eine Methode erfunden hatte, die Stichelhaare des Biberfelles zu entfernen, so daß die untere zartere Wolle als eigenthümliches, sanftes Pelzwerk benutzt werden konnte, welches bald sehr beliebt wurde und ausgedehnte Verwendung fand. — Derselbe Industrielle brachte auch das Dachsfell für Damenmuffe in Gebrauch, und in Folge hiervon fand auch das ähnelnde Fell des virginischen Dypossiums als eine wohlfeilere Waare die gleiche Verwendung. — Als ein völlig neuer Artikel für Muffe, aber auch nur für diese, sind die Affenpelze zu erwähnen. Dieselben kommen von dem weißschenkelligen Colobus, einer Affengattung, welche zahlreich an der afrikanischen Küste getroffen wird. Es ist dieser Pelz ein langes schwarzes Haar, an Feinheit

zwischen Menschen- und Rosshaar stehend, von schönem Glanze, glatt abfallend. Bei den schönsten Exemplaren ist das Haar wohl 15 Zoll lang. Anfangs wollte diese Pelzgattung keinen Eingang finden; gegen 1860 kam sie jedoch in die Mode, und der Preis des Felles stieg von 1 auf 12 Schilling. Seit jener Zeit wächst die Verwendung zu Damenmüffen in England. Ein hübscher Affenpelzmuff wird gegenwärtig in London mit 10—12 Schilling bezahlt. In Paris, so wie vermuthlich überhaupt auf dem Continent, haben sie geringen Eingang gefunden. Man ahmt bereits auch schon in England den Affenpelz in geringeren Pelzgattungen, namentlich Ziegenhaar, nach, die aber an der Kürze des Haares und dem geringeren Glanze leicht erkennbar sind. Die in neuester Zeit eingeführten Pelze von zwei anderen Affengattungen finden keinen besonderen Anklang. — Aber ein weiterer neuer Handelsartikel ist der Pelz des Stinkthieres geworden, da man in Folge anhaltender Versuche die Mittel gefunden hat, denselben von dem häßlichen Geruche zu befreien, welcher ihn früher werthlos gemacht hatte. Indem man die beiden weißen Streifen groben Haares, welche den Rücken entlang laufen, entfernt, bildet man aus dem übrigen Theil ein angenehmes schwarzes Pelzwerk. — Endlich hat auch die zunehmende Nachfrage nach Seeotter für Damenmäntel Veranlassung zu einer Imitation dieses reichen Pelzwerkes durch Bisamratte gegeben, indem durch Entfernung der Stichelhaare und geschickte Färbung ein ähnliches, nur halb so theures Product erzielt wurde. — In Frankreich, d. h. Paris, sind Krimmer und Urchan zu großer Beliebtheit gekommen, und, da Paris ja für den Continent den Modeton angiebt, auch auswärts.

Wir können diesen Artikel nicht abschließen, ohne der Bedeutung der Kaninchenfelle Erwähnung zu schenken und etwa, wann und wo dies möglich ist, auf die Zucht dieses Thieres, besonders in den ärmeren Klassen des Volkes hinzuweisen. — Bekanntlich findet auch mit dem Fleisch der Kaninchen ein bedeutender Handel auf den englischen Märkten statt, wobei jedoch die Felle vor Allem von den Fellhändlern aufgekauft werden, um als Nachahmung kostbarer Pelze den Bedarf der weniger bemittelten Klassen zu befriedigen. Von den geringeren Fellen werden die Haare abgeschoren und an die Hutmacher verkauft, welche sie zu Filz verarbeiten. Auf den zwei Londoner Märkten von Leadenhall und Newgate allein werden 870,000 Stück Kaninchen jährlich verkauft. — Auch in Frankreich ist die Kaninchenzucht von Belang. Der Werth der Kaninchenfelle hat sich in Frankreich mehr als verdreifacht und man hat die Züchter gelehrt, auch auf die Bedürfnisse des Pelzhandels Rücksicht zu nehmen. 8 bis 10 Departements zwischen der Seine und der nördlichen Grenze Frankreichs liefern jährlich 25—26 Millionen Kaninchenfelle für den Handel. Der mittlere Preis pr. Fell war 1862 gegen 40 Cent., und der größere Theil derselben wird zur Nachahmung anderer Felle verwendet. Auf der letzten Londoner Ausstellung fielen besonders große

silbergraue Kaninchenfelle aus Frankreich auf, welche für den Handel mit Rußland und China einen wichtigen Artikel bilden. Der Aussteller derselben, J. Haffe in Lyon und Paris, zeigte in all seinen Artikeln Eleganz, Mannichfaltigkeit und trefflichste Zubereitung; dieselben begriffen Alles in sich, von dem schönsten russischen Zobel für fürstlichen Gebrauch, bis herunter zur gemeinen Raße und zum Kaninchenpelze für den Geringbemittelten, so daß für den Geschmack des Millionärs wie des Bauers gleich gesorgt war! — Dänemark brachte hübschen Blaufuchs zur besagten Ausstellung, und schöne Decken von Eiderdaunenpelzen aus Grönland. — Schweden sandte gut gearbeitete Pelzwaaren und vortrefflichen Baumarder. — Norwegen war durch schöne Pelze von Vielfraß, Marder, Otter und Fuchs vertreten. — Rußland, dessen Pelzhandel großartig ist (1859 betrug die Einfuhr im europäischen Rußland für 2½ Mill. Silberrubel, die Ausfuhr 981,019 Silberr.) fand seine Repräsentation durch Seeotterfelle von sehr hohem Preise, welche deshalb nur nach China in größerer Anzahl versendet werden; Blaufuchs, schön und billig; Kreuzfuchs, sehr große Felle von mittelmäßiger Qualität, aber wohlfeil; schöner Silberfuchs; außerdem wohlzubereitete Schaffelle für Bauernkleider; Eichhörchenpelze; dann Schwanenpelze, zu Mänteln und Halstüchern verarbeitet (von N. Vinogradof in Nischney-Nowgorod) u. s. w. — Aus Belgien ward ein reiches Assortiment hübscher Kaninchenfelle gesandt. — Von der Türkei und Griechenland kamen Rothfuchs, Wildkaze, Schakal, Luchs, Wolf, Hase, Dachs u. s. w. — Unter den Einsendungen aus Oesterreich waren schöne Pelze von Baum- und Steinmarder, Wiesel und Lamm, Wildkaze u. s. w. (von Goldstein & Sohn in Pesth). — Aus dem Zollverein hatten ausgestellt J. C. Keller und Sohn in Weisensels ein reiches Assortiment von Fehrücken und Fehschwammen *) (durch Ertheilung der Medaille anerkannt) und die von J. C. Allendörfer in Kassel eingesendeten Pelzwaaren, roh und verarbeitet zu Röcken, Teppichen, Muffen und Kragen (welche wegen tüchtiger Arbeit ehrenvolle Erwähnung erhielten).

Die bedeutendsten Firmen im Zollverein für den Großhandel sind in Leipzig: J. M. Dppenheim & Co. mit Etablissements in London, New York und Petersburg; J. B. Hoette & Söhne; Gaudig & Polum; Heinrich Lamer.

Hiermit schließen wir einen Artikel, dem wir nur so viel Raum gewährt haben, um dadurch ernstliche Anregung zu einer weiteren „Neuen Bahn“ für Frauen zu geben, indem wir der festesten Ueberzeugung sind, daß gerade der Handel mit Pelzwaaren für sie sehr geeignet sein dürfte.

*) Feh, Grauwert, heißt das Fell des im hohen Norden (Sibirien) vorkommenden grauen Eichhörchens; die ausgeschrittenen Rückentheile heißen Fehrücken, die Bauchtheile Fehschwammen.

98. Die Kürschnerei. — „Der Kürschner ist eine Art Gerber und Schneider in Einer Person“, sagt v. Poppe in seiner „Volksgewerbelehre“. Und auch ein Färber hiebei, setzen wir hinzu. Denn: als Gerber muß er die Kunst verstehen, Pelze, d. i. Häute und Felle von Thieren, ohne sie zu enthaaren, gar zu machen. Als Schneider verarbeitet er sie dann zu verschiedenen Kleidungsstücken, namentlich zu Pelzkleidern, Pelzmänteln, Muffen u. dergl. Als Färber endlich stellt er aus wohlfeilen Fellen solche her, welche die Stelle von theureren und feltneren ersetzen. — Der Pelz oder das Rauhwerk ist zunächst ein Naturproduct. Die mit ihm vorgenommene Bearbeitung will nichts anderes, als ihm Weichheit verleihen und ihm die Eigenschaft verschaffen, getragen werden zu können, ohne seine Haare zu verlieren. Unter den zahmen Thieren giebt es wenige, allenfalls Schaafse, junge Lämmer und Pudelhunde, deren Pelze der Kürschner verarbeiten kann. Viele wilde Thiere aber liefern, wie wir in dem vorhergehenden Artikel aufgezählt haben, für ihn treffliche Pelze. — Die Zubereitung der Felle besteht vor Allem darin, daß sie von dem natürlichen Schmutze und Fette befreit und dann, daß sie gar gemacht werden. Und hiezu darf man keine so scharf reizende Mittel anwenden, als der Gerber eigentlich gebraucht; der Kürschner muß vielmehr darauf sehen, daß das Haar nicht angegriffen werde, da die Erhaltung desselben ja der Hauptzweck bei der Zurichtung des Pelzwerkes ist.

Hiebei sind unseres Erachtens nur wenige Hilfeleistungen, welche Frauenhänden überlassen werden könnten; wie z. B. das Ausklopfen mit dünnen Stäbchen und das Auskämmen der Haare des Pelzwerkes mit einem eisernen Kamme, einmal, wenn sie aus der Trampeltonne kommen und das andere Mal, wenn sie den Tret- oder Wärmestock oder auch nur die Lüntertonne passirt haben, gar geworden und auf der innern Seite noch vollends rein abgeschabt und gesäubert worden sind. Die Verf. erwähnt zwar, wie die Felle entfleischt werden, das heißt, wie man die etwa noch an der inneren Seite der Felle anhängenden fleischigen oder fettigen Theile mit einem scharfen Messer ablöst, — und sagt, daß dies im Taglohne von \$ 1. 50 gethan wird. Sie spricht jedoch nicht ausdrücklich davon, daß Frauenspersonen dergleichen verrichten.

Jedenfalls aber kann das Färben recht gut Frauenarbeit sein.

Diesjenigen Pelze nämlich, welche von Natur aus eine ungleiche oder unangenehme Farbe haben, werden entweder geblendet oder gefärbt. Geblendet werden solche, deren Haare weiße Spizen, aber eine braune Grundfarbe haben. Diesen giebt man, ohne sie in die Farbe zu tauchen, bloß einen schwarzen Anstrich. Andere Pelzwerke hingegen werden wirklich gefärbt. Diese müssen zur Annahme der Farbe vorbereitet, nämlich gebeizt werden, eine Arbeit, welche der Kürschner tödten nennt. Das Haar wird hiebei mit einer gewissen Mischung kalt, und zwar zweimal nacheinander bepinselt. Dann

wird das Fell aufgehängt, getrocknet und ausgeklopft. Hierauf trägt man die eigens hierzu bereitete Gründungsmaße auf, und zwar wechselt man mit ihr und mit der vorerwähnten Tödtungsmaße gleichsam schichtweise ab, nachdem man jeden Anstrich hat vorher trocken werden lassen. Hierauf erst wird das Fell eigentlich gefärbt, getrocknet und gekämmt.

Das Färben des Raubwerks bleibt immer eine sehr wichtige Arbeit, da man gerade durch sie aus Fellen geringeren Werthes die besseren, seltneren und kostspieligeren Pelzsorten nachzuahmen und dem großen Publikum eine wohlfeile Waare zu schaffen vermag. An vielen Orten wissen die Kürschner die wilden und zahmen Raßenfelle, die Bälge der Marder und Fischotter so schön und so gut zu färben, daß Vieles für ächten Zobelpelz verkauft wird; auch die russischen Pelzhändler haben eine große Fertigkeit im Färben und Zurichten des Raubwerkes.

Beim Färben von Pelzen wird in Amerika im Wochenlohn \$ 5, und bei stückweiser Bezahlung \$ 5—6 verdient.

Pelzfärben ist eine nasse und schmutzige Arbeit — sagt die Verf. — und der Geruch der Felle sehr widerlich; doch wird diese Verrichtung nicht ungesund gehalten. — Oftmals werden Pelze, besonders Hermelinfelle — sagt sie ferner — mit irgend einem gewissen Pulver geglättet. Auch dies soll nicht ungesund sein. Jedemfalls sind aber beim Ausklopfen und Auskämmen von Pelzwerk der Staub und die Haarteile, welche in der Luft herumfliegen, den arbeitenden Personen, zumal denen sehr schädlich, welche zur Auszeichnung disponirt sind. — Was Dr. Vock und Dr. Reclam anrathen, wie diesen Uebelständen begegnet werden könne, haben wir auf S. 141, 149 und 150, auch 211 gesagt.

Die eigentliche obenbeschriebene Beschäftigung des Kürschners oder die Zubereitung der Felle findet — der Verf. gemäß — meist im Sommer statt und es sollen bisher in derselben nicht sonderlich viel Frauenpersonen mit gedachten Hilfsverrichtungen (in Amerika) beschäftigt sein.

Unsere deutsche Kürschnerei ist ein ganz selbstständiger, in sich abgeschlossener Industriezweig, welcher den heimischen Bedarf vollkommen zu befriedigen vermag, an Tüchtigkeit mit der ausländischen Industrie sich messen kann und an Mannigfaltigkeit der producirten Artikel dieselbe zum Theil übertrifft; wie denn auch deutsche Kürschnergesellen im Auslande allenthalben gesucht und geschätzt sind.

Der Verbrauch an Pelzwerk jeder Art ist bei uns nicht unbedeutend, da nicht nur die wechselnde Mode denselben in den höheren Ständen in bald mehr, bald minder hohem Grade bedingt, sondern auch manche Volkstrachten stabilen Gebrauch davon machen, z. B. die Verwendung von Astrachan für Kragen, von Lammfellen für Kleider und Haubenverbrämungen (für letztere auch Feh) in Bayern und Oesterreich. Die früher in Altbayern, Schwaben, Au-

gäu, Tyrol und Hannover üblichen Weiberhauben aus gefärbten amerikanischen Otterfellen haben in den letzten Jahren sehr abgenommen. In Bezug auf den Pelzverbrauch in den höheren Ständen ist zu bemerken, daß derselbe seit einigen Jahren in beständiger Zunahme sich befindet, und demgemäß der Preis der Waare auch sehr beträchtlich zugenommen hat. Artikel für Damen sind: russische Zobel, Hermelinseh, amerikanischer Zobel, Nörz, Bisam u. s. z. einheimische Baum- oder Edelmarder; auch französisch gefärbte Kanin für billige Waare. Für Herrenkleider, nämlich Pelzröcke, werden amerikanische Biber, Nörze und Bisam, dann einheimische Marder und Ittis, endlich auch Astrachan, Perser, Ukrainer, Krimmer Schaf- und Lammselle gern verwendet. Reifepelze für Männer werden mit Ragen, Biber, Schuppen, Stunks, — für Damen mit Hamster, weißem Kanin, Feh- und Fuchswammen gefüttert.

Die Verbesserungen im Geschäftsbetrieb sind in neuester Zeit nicht unbedeutend. Nicht nur hat man in der Zubereitung der verschiedenen inländischen Wild- und Lammselle, sowie der amerikanischen Felle (Bisam, Biber u. s. w.) große Fortschritte darin erzielt, daß man das Leder dünner und geschmeidiger zu machen und die Felle von ihrem natürlichen Fette, Schmutz und Geruch besser zu befreien versteht, sondern man hat auch in der Färberei eine bedeutendere Vollkommenheit erreicht. Man färbt Astrachan, Perser, Ukrainer, Krimmer, sowie alle anderen Schaf- und Lammselle in der schönsten blauschwarzen Farbe (besonders Rödiger & Darch in Leipzig, Xaver Schuster in München u. s. w.); auch die Färbung von Bisam, Marder und Zobel, wie sie besonders in Leipzig, Berlin und Köln ausgeführt wird, steht weder der englischen noch der französischen nach.

Als die bedeutendsten Pelzmanufacturen und Kürschnereien des Zollvereins sind in dem Berichte über die letzte Londoner Ausstellung namentlich aufgezählt: in Berlin Mischelet, Zeitz, Koenig; in München Simmet, Zahn, Schuster, Wassermann; in Leipzig Rödiger & Quarch; in Dresden Schmidt; in Stuttgart Haag; in Karlsruhe C. Lachnitz; in Frankfurt a. M. Kobeder. Indessen befinden sich in allen größeren Städten des Zollvereins wohlrenommirte Kürschnereien.

Was Oesterreich betrifft, so ist dort nur in den östlichen Landestheilen der Gebrauch von Pelzwerk als männliches Kleidungsstück von größerer Ausdehnung; wogegen in den westlichen Kronländern das Pelzwerk durch starke Streichgarngewebe fast völlig verdrängt und nur zu Reifepelzen verwendet wird. Die Verarbeitung der Pelze geschieht in Oesterreich durchaus durch die Kürschnerei als Kleingewerbe.

Was endlich die Ausführung feiner Pelzkleider und die täuschende Nachahmung aller Gattungen von Pelzwerk anlangt, sind die Franzosen unbestritten voran. In Größe des Geschäftes jedoch, in der

Bedeutung des Handels und in der soliden Zubereitung der Thierfelle dürften Rußland, Deutschland und vorzüglich England den Vorrang behaupten.

99. Nähen von Pelzwerk. — Die Wilden verstehen diese Kunst recht gut, z. B. die Kalifornier wissen bunte Vogelfedern dicht aneinander zu nähen, so daß die verschiedenen Farben in Mustern übereinander zu liegen kommen, und auf solche Weise eine Art Federpelz bilden, der auf beiden Seiten ein gleiches Aussehen hat. — Auch die Abiponen, ein Stamm der Pampasindianer, verarbeiten Vogelfedern nach dieser Methode zu sehr artigen Pelzmosaiken, wie sie auch ohne eigentliche Gerbung die Felle zuzurichten verstehen trotz unserer Kürschner. Sie nähen die Pelzstücke so aneinander an, daß selbst das scharfsichtigste Auge daran keine Fuge wahrzunehmen vermag. — Die Hirtenvölker finden wir fast überall in Thierfelle und Pelze gekleidet, und sind Beinkleider, Ober- und Unterkleider, sowie Mützen stets aus Fellen und Pelzen kunstvoll zusammengenäht.

Zur Verfertigung von Pelzen werden die einzelnen Felle so ausgefucht, daß sie in Farbe und Güte übereinstimmen. Den Kopf und gefärbten Bauch schneidet man ab, und dann zeilt man die Pelze, d. h. man näht sie einzeln so zusammen, daß eine Zeile oder Reihe von Fellen entsteht, welche durch die ganze Weite eines Pelzes geht. Die unterste Zeile ist, der Form des Pelzes gemäß, die weiteste; nach oben zu werden sie immer schmaler. Auch diese einzelnen Zeilen näht der Kürschner zusammen; er schneidet sie dann nach dem Obertheile zu und näht sie an die Naht des Zeuges. — Zu dem Ausschlage oder der Verbrämung nimmt man immer die besten Felle, meistens feinhaarige Felle von kleinen Thieren. Durch Zusammennähen vieler kleiner Felle wird aber auch oft ein ganzes, nicht selten ein großes Kleidungsstück gebildet. —

Die Verarbeitung des Pelzwerkes hat demnach sehr viel Ähnlichkeit mit der Verrichtung des Schneiders, indem der Kürschner gerade so, wie jener, sein Material nach dem Maße zuschneidet und zusammennäht, um ein und dasselbe Kleidungsstück zu verfertigen. Pelzwerk wird meistens überwendlich zusammengenäht und muß dafür gesorgt werden, daß das Haar einen gleichen Strich habe, wobei oft durch „Stückeln“ nachgeholfen werden muß. — Zugeschnitten wird mit dem Messer; denn die Scheere würde zu viel Haare verletzen. Zu den Erzeugnissen des Kürschners gehören: Pelze, Wildschuren, Mützen, Boas, Muffe, Handschuhe, einzelne Verbrämungen, Jagdtaschen u. s. w. — Pelzwerk wendet man auch an zu Teppichen, Bettdecken, Koffern und Taschenüberzügen, Pferdebedecken u. dergl. — Eine besonders für den Kürschner einträgliche Waare sind die Pelzhandschuhe, gefüttert mit Flanell oder einer geringeren Pelzgatung und für Reisen, zum Rutschiren zc. im Winter geeignet. Denn dieselben werden gewöhnlich von Abfällen gemacht. Die Nähterei

gerade solcher Handschuhe giebt einer großen Anzahl von Frauen guten Erwerb.

Für Nord = Amerika ist New York das große Depot von Pelzwerk jeder Art. Aber es werden auch in Boston, Philadelphia und Baltimore viele Geschäfte darin gemacht. Das Pelzwerk kommt von St. Louis und Chicago nach den genannten östlichen Städten, damit es hergerichtet und verarbeitet werde, und kehrt dann verarbeitet in diese Städte wieder zurück.

Mit dem Nähen des Pelzwerkes sind sehr viele Frauenspersonen beschäftigt. Die Mehrtheil der in New York befindlichen Pelznähterinnen sind — mit Ausnahme weniger Engländerinnen — Deutsche, welche in ihrer früheren Heimath diese Arbeit gelernt haben, und pflegen meistens verheirathete Frauen zu sein, deren Männer in irgend einer Beziehung zu den betreffenden Geschäften stehen, von welchen sie zu nähren erhalten. — In Deutschland — sagt die Verf. — lernen die meisten Männer, welche die Kürschnerei betreiben wollen, auch das Nähen von Pelzwerk und wissen trefflich damit umzugehen. Indessen zieht man in Amerika Frauen zu dieser Verrichtung vor.

Die Männer besorgen das Zuschneiden, Zusammenpassen und die anderen in der Kürschnerei vorkommenden Verrichtungen, welche mehr Kraft und Anstrengung erfordern, und verdienen hierbei \$ 8—12 pr. Woche.

Das Unterfutter zu Pelzwaaren wird nunmehr auf Nähmaschinen gesteppt; aber an den Pelz selbst muß es mit der Hand angenäht werden. Das Besetzen wird am besten bezahlt und kann damit \$ 6 bis \$ 10 pr. Woche verdient werden.

Die bedeutendste Firma von Pelzwaaren in New York zahlt ihren Arbeiterinnen bei 9stündiger Tages-Arbeit \$ 2. 50 bis \$ 6 pr. Woche. Es wird zum Theil Wochenlohn gegeben, zum Theil stückweise bezahlt. — Ein anderer Pelzwaarenhändler daselbst beschäftigt 10—15 Arbeiterinnen und lohnt dieselben mit \$ 3—6 pr. Woche ab. — In Philadelphia verdienen Pelznähterinnen \$ 2. 25 bis \$ 8. Vorarbeiterinnen erhalten hierbei einen besonders guten Lohn. Auch hier wird theils im Wochenlohn, theils pr. Stück berechnet. Die im Wochenlohne arbeiten, sind 10 Stunden des Tages beschäftigt und erhalten für Extrastunden auch besonders bezahlt. Diejenigen aber, welche pr. Stück bezahlt werden, nehmen von ihrer Arbeit auch noch mit heim, um dieselbe in ihrer freien Zeit zu verfertigen, und verdienen auf solche Weise ziemlich viel. — Ein Pelzwaarenfabrikant in Boston beschäftigt Frauenspersonen mit Nähen und Füttern von Pelzwerk, und, je nachdem sie fleißig sind, können sie es bei 10stündiger Tagesarbeit auf \$ 2, \$ 4, \$ 4. 50 bis \$ 6 bringen. — Es ist aber in New York der Unfug der sogenannten „Arbeitsvermittler“ eingerissen, welche die zu nähernden Waaren aus dem Geschäfte herbeiholen und dann an die Pelznähterinnen vertheilen, denen sie geringere Löhne bezahlen, — das heißt, sich vom Schweisse armer und fleißiger Ar-

beiterinnen nähren. Leider sind es — wie die Verf. ausdrücklich sagt — deutsche Israeliten, welche solche Industriezweige betreiben.

In England wird die Arbeit in Pelzgeschäften besser als irgend eine andere bezahlt. — Auch in Frankreich, Rußland und Deutschland sind Frauenspersonen in diesem Geschäfte thätig. In Deutschland verstehen sie auch gut das Pelzwerk zuzuschneiden. In Amerika will man ihnen nun einmal in dieser Verrichtung noch kein Vertrauen schenken.

Zur Erlernung der Pelznähterei wird eine sehr verschiedene Lehrzeit erachtet. In 1—6 Wochen, meint man, daß eine sonst geschickte Nähterin wenigstens die Hauptverrichtungen versteht. An anderen Plätzen wieder nimmt man mehrere Monate an, und selbst 1½ Jahr setzt man fest, bis eine Frauensperson alle vorkommende Pelzarbeit gründlich zu behandeln versteht. — In dem ersteren Falle von nur 6wöchentlicher Lehrzeit erhalten die Lehrlinge keinen Lohn. Da, wo die Lehrzeit auf 3 oder mehrere Monate angesetzt ist, oder wo sie gar 1½ Jahre andauert, nehmen sie \$ 2. 50 Wochenlohn ein, oder doch jedenfalls so viel, als sie zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes nöthig haben. — Diejenigen Arbeiterinnen, welche zu Hause arbeiten, können recht bequem Lehrlinge annehmen, und die letzteren lernen bei denselben auch besser und gründlicher, als in großen Etablissements.

An manchen Plätzen giebt es für eine beschränkte Anzahl von Arbeiterinnen das ganze Jahr hindurch Beschäftigung. Für die Mehrtheil derselben aber dauert dieselbe in der Regel nur 6 Monate im Jahre an, nämlich von Mai bis December. — Deshalb widmen sich viele Pelznähterinnen für einige Zeit einer anderen Beschäftigung. — Man giebt auch als Zeit, zu welcher es Arbeit giebt, den Termin von Mai bis Februar, oder auch vom Juli bis Weihnacht an. — In New York ist nur an geschickten Arbeiterinnen Mangel. — Der Absatz hängt von der Mode und von der Witterung, zwei sehr unbeständigen Dingen, ab; mithin ist auch die Aussicht auf Beschäftigung eine unsichere. Natürlich: je kälter, desto mehr Absatz, und desto mehr Arbeit.

100. Aufbewahrung und Conservirung des Pelzwerks. — Zu den im Winter hochgeschätzten, im Sommer als höchst überflüssig betrachteten Dingen gehört das Pelzwerk, dessen Conservirung der verständigen Hausfrau aber um so mehr am Herzen liegt, als demselben während der warmen Jahreszeit mehrfache Feinde erwachsen, und es aus seiner Sommergeruhe nicht selten vollständig unbrauchbar hervorgeht.

Gewöhnlich wird das Pelzwerk den Kürschnern zur Aufbewahrung zc. übergeben, und erhalten dieselben hiefür bei der Wiederablieferung eine angemessene Entschädigung für ihre Bemühung. — Könnten diese Aufbewahrung zc. aber nicht auch Frauen übernehmen,

wenn sie hinreichenden Raum und die Gelegenheit dazu haben? — Die Berrichtungen hiebei sind nicht anstrengend, sondern erfordern nur Aufmerksamkeit und Sorgsamkeit. Nebenbei ließe sich immer irgend eine andere Arbeit noch versehen, und die Einnahme hiefür wäre für Frauen, die sich mit der Arbeit ihrer Hände fortbringen müssen, eine doppelt willkommene, als sie gerade zum Eintritte der härteren Jahreszeit fällig sein würde. Wäre dies nicht wieder eine „Neue Bahn“, auf welcher manche Frauensperson unter Verhältnissen ihr ganz gutes Auskommen finden könnte? — — — Was hiebei zu beobachten ist, das sagt uns der „Bazar“, 1864, Nr. 16, S. 135, wie folgt:

„Die Sorge für das Pelzwerk muß sich vom Beginn des Frühlings bis zum Eintritt des Herbstes hauptsächlich auf drei Punkte erstrecken: Zuvörderst müssen demselben alle Insekten fern gehalten werden; jede Art freiwilliger Zersetzung, Fäulniß oder Vermoderung, der es gar leicht anheimfällt, suche man ferner sogleich im Entstehen zu unterdrücken, und endlich richte man sein Augenmerk darauf, daß das äußere Ansehen des Pelzwerkes nicht leide. — Die sorgfältige Behütung des Pelzwerks vor der Berührung aller Insekten ist um so nothwendiger, als nicht bloß die allgemein gekannten und gefürchteten Motten seiner Existenz gefährlich sind, sondern weil es auch noch von anderen Feinden in der Gestalt von Pelzkäfern und Fleischwürmern bedroht ist. Die letzteren sind sogar noch gefährlicher, als die Motten, weil sie sich nicht wie diese an die Oberfläche des Haares, sondern in das eigentliche Fleisch des Pelzwerkes festsetzen und dem Auge verborgen ihre zerstörende Thätigkeit entfalten und weil sie sich schneller vermehren und gefräßiger sind, als die Motten. Da sie jedoch hauptsächlich das rohe Pelzwerk zu ihrem Tummelplatze erwählen, so sind sie für schon gegerbte Pelze, wenn auch nicht unbeachtet zu lassen, doch im Ganzen weniger zu fürchten, als die Pelzmotten und Pelzkäfer, auf deren Vertilgung bei Conservirung des Pelzwerks vor allen Dingen geachtet werden muß. Zu diesem Zwecke mache man eifrigst auf einen Schmetterling mit silbergrauen, schwarz punktirten Flügeln Jagd, der sich vom Mai bis October häufig in den Wohnungen zeigt und zwar an und für sich nicht schädlich ist, jedoch Eier in das Pelzwerk legt, aus welchen Larven entstehen. Diese erscheinen in 3—4 Wochen als kleine nackte Würmer und bilden sich, genährt von den Haaren des durch sie zerstörten Pelzwerks, in kurzer Zeit zu stattlichen Motten und Pelzkäfern heran. Gegen die schon vorhandenen Larven ist das einfachste und wir möchten behaupten sicherste Mittel das öftere Ausklopfen des Pelzwerks. Durch die entstehende Bewegung werden die Larven, die sich aus den abgefressenen Haaren eine Hülle gemacht haben, aus derselben herausgeschütt und vernichtet, ehe sie sich völlig ausbilden und immer schädlicher wirken können. — Verbindet man mit dem öfteren Ausklopfen noch eine zweckentsprechende Lüftung des Pelzwerks, so kann man eines guten Erfolges sicher sein, wie man denn überhaupt gefunden hat, daß das

selbe durch die Aufbewahrung an einem von Zugluft durchstrichenen Orte vor Mottenfraß geschützt wird. Diese Wahrnehmung ist auch Veranlassung geworden, daß man das Pelzwerk in leinene Tücher geschlagen in den Sommermonaten häufig dem schließenden Dunkel des ebenfals in dieser Zeit unbrauchbar gewordenen Ofens übergiebt. Der Ofen, wie man fälschlich annimmt, thut hiebei nichts zur Sache, wohl aber die ihn beständig durchstreifende Zugluft; ein anderer fortwährendem Zuge ausgesetzt, vor der Einwirkung des Lichtes geschützter Ort dürfte daher ganz dieselben, und wir fügen hinzu, sehr ersprießliche Dienste leisten.

„Was nun die ferneren Präservativmittel gegen den Mottenfraß anbetrifft, so nehmen dieselben, obgleich durchaus nicht gering zu achten und zu verabsäumen, doch im Vergleich zu den soeben genannten nur eine sehr untergeordnete Stelle ein. Es giebt deren unzählige, welche fast alle auf die künstliche Zerstörung der Mottenlarven ausgehen und von denen einige der erprobtesten hier einen Platz finden mögen.

„In Rußland, wo selbstredend die Pelze eine weit größere Nothwendigkeit sind, als bei uns, ihre Conservirung daher zu einer noch wichtigeren Aufgabe wird, streuen die Kürschner und Raubwaarenhändler auf die behaarte Seite des Pelzwerks fein gepulvertes Marien- oder Frauenglas, da nach ihrer Ansicht die Motten durch die feinen Spitzen, welche sie nicht vertragen können, aus dem Pelzwerk verschreckt werden. Die so behandelten Pelze müssen natürlich, wenn sie ihre Sommerquartiere verlassen, und ehe sie wieder getragen werden, eine sorgfältige und gründliche Reinigung durch Bürste, Kamm und Klopffloß erfahren. (Desgleichen, wenn sie statt des Frauenglases mit Pfeffer bestreut werden). Ebenso einfach wie zweckdienlich ist ferner die Aufbewahrung des Pelzwerks in mit Salzwasser getränkten und nachher wieder getrockneten Tüchern, oder auch in solchen, die mit Schwefel durchräuchert sind. Bei diesem letzteren Verfahren ist wohl die Wirkung hauptsächlich dem Geruch nach schwefeliger Säure zuzuschreiben.

„Unter den stark riechenden Substanzen, welche alle mehr oder weniger den Motten schädlich sind, haben sich Terpentin und Kampher als ganz besonders wirksam erwiesen, obgleich man auch durch Dämpfe mit Tabak, Schwefel und Essig sehr günstige Erfolge erzielt hat. Es ist daher sehr zweckmäßig, mit Terpentinöl getränkte Papierstreifen oder leinene Lappen zwischen das Pelzwerk zu legen oder auch letzteres gänzlich in Tücher einzuschlagen, die man zuvor mit Terpentinöl getränkt hat. Wegen der Flüchtigkeit des Oeles ist es rathsam, die Tücher und Streifen öfter damit anzufeuchten, noch besser thut man aber, wenn man eine Terpentinöl enthaltende Flasche geöffnet in die Kiste stellt, wo man das Pelzwerk aufbewahrt. Der Geruch, der sich den so behandelten Sachen auf diese Weise mittheilt, verliert sich nach kurzem Lüften im Freien; Gleiches gilt von dem

ebenfalls sehr kräftig wirkenden Harzduft, der dem Pelzwerk durch beigewickeltes Rieholz mitgetheilt wird.

„In New Orleans klopft man das Pelzwerk gut aus und preßt es dann in alte Braantweinfässer, die man zuvor mit einer Mischung von Terpentinöl und Weingeist ausgestrichen hat und welche luftdicht verschlossen werden.

„Um den Glanz des Pelzwerks, eine seiner schönsten Zierden, nicht zu gefährden, ist es durchaus nothwendig, dasselbe an dunklen Orten aufzubewahren.

„Fassen wir mithin die Hauptmomente der besten Art zur Conservirung des Pelzwerks in wenigen Worten zusammen, so ergiebt sich daraus der Rath: Man bewahre das Pelzwerk an einem trockenen, finsternen, zugigen Orte auf, klopfe es recht häufig aus und verbinde mit diesen Vorschriften der Reinlichkeit zur größeren Vorsicht noch die Wirkung einer stark riechenden Substanz.“ —

Wo Motten sind, kann man sie vertilgen, wenn man eine mit gleichen Gewichttheilen Zuckersyrup verdünnte Phosphorpaste anmacht, die man entweder auf einem Teller aussetzt oder an die Stellen anstreicht, wo sie sich aufhalten.